



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





**STANFORD  
UNIVERSITY  
LIBRARIES**





MS. 3360





Die  
drei ersten Frauen  
des  
Kaisers Franz.

---



Die  
drei ersten Frauen  
des  
Kaisers Franz.

Von  
Eduard Wertheimer.

---

Mit drei Porträts.

*Wiegling & Kuhn*



Leipzig,  
Verlag von Dunder & Humblot.  
1893.

MEH

DB 81

W4

**Das Überlegungsrecht ist vorbehalten.**

## Vormorf.

---

Als ein Beitrag zur Geschichtsperiode, die mit der Regierung Josefs II. beginnt und mit dem Abschluß der „Heiligen Allianz“ endet, dürfte vorliegende Arbeit über die drei ersten Frauen des Kaisers Franz vielleicht nicht unwillkommen sein. Die vierte und letzte Gemahlin des Kaisers, die übrigens unlängst in dem Schottenpriester Dr. Cölestin Wolfsgruber ihren Biographen gefunden<sup>1)</sup>, wurde von mir nicht in den Bereich meiner Darstellung aufgenommen, da ihr mehr der Beschaulichkeit und Frömmigkeit geweihtes Dasein schon in jene Zeit fällt, die hinter jener großen Bewegung liegt, der die französische Revolution und die Herrschaft Napoleons I. ihr Gepräge verliehen.

Ausdrücklich sei es betont, daß ich in nachfolgenden Blättern nur eine Skizze vom Lebenslaufe der drei fürstlichen Gattinnen zu zeichnen beabsichtige. Wer den Mangel an Memoirenlitteratur über Alt-Osterreich kennt, weiß, wie schwierig es ist, Vorgänge aus der Geschichte dieses Staates

---

<sup>1)</sup> Cölestin Wolfsgruber: Karolina Auguste, die „Kaiserin-Mutter“, Wien 1893.

zu schildern, die nicht, wie die großen und gewaltigen Kriegsereignisse, von vornherein die Beachtung der Zeitgenossen auf sich lenken. Nur mit Mühe gelingt es in solchem Falle, das zerstreute und kargbemessene Material aus den einzelnen Archiven zusammenzutragen, um auf Grundlage desselben ein Bild von der Thätigkeit jener Personen zu entwerfen, die, obgleich ihr Walten und Schalten nicht allen wahrnehmbar war, doch oft von bedeutendem Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten gewesen sind. Dies gilt insbesondere von der dritten Frau des Kaisers Franz, der hochbegabten Kaiserin Maria Ludovica, der leidenschaftlichen Gegnerin Napoleons I. Den Anteil, den sie an den Ereignissen der Jahre 1808 und 1809 genommen, habe ich schon in meiner „Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts“ Bd. II klarzulegen versucht. Hier aber biete ich ein Gesamtbild ihrer Wirksamkeit, die auch in den Jahren 1813 bis 1815 als eine hervorragende bezeichnet werden muß.

Es sei mir erlaubt, hier in der Vorrede — und dazu dient sie ja — auch ein persönliches Moment zu berühren. Als Ungar sollte ich eigentlich Franz als gekröntes Oberhaupt Ungarns „König“ und nicht nur Kaiser titulieren. Wenn ich diesmal von dieser Gepflogenheit abweiche, geschieht es nicht bloß aus Rücksicht auf die Kürze des Titelblattes — müßte sonst ja in demselben noch Erwähnung finden, daß Franz auch Kaiser von Deutschland gewesen — sondern aus einem ganz anderen, triftigeren Grunde. In der Arbeit, die ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, erscheint Franz mehr als Herrscher seiner österreichischen Lande, was mich bewog, ihn kurzweg Kaiser zu nennen, welche Bezeichnung ja auch die zu jener Zeit übliche war — eine Bezeichnung, die so sehr

ihr Bürgerrecht erlangt hat, daß man selbst heute noch in Ungarn schlechtweg vom Kaiser und nicht vom König Franz spricht. Dies zur Erklärung des von mir gewählten Titels der vorliegenden Schrift.

Für die Liberalität, mit der mir gestattet wurde, die in den verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen aufbewahrten ungedruckten Archivalien benutzen zu dürfen, sage ich allen, die meine Studie aufs bereitwilligste förderten, den aufrichtigsten Dank.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die dem Buche beigegebenen drei Porträts der großen Porträtsammlung der K. u. K. Familien-Fideicommiß-Bibliothek entnommen sind.

---





## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
I. Elisabeth von Württemberg . . . . .	1
(Siehe Anmerkung 1—88, S. 137—140.)	
II. Marie Theresie von Neapel und Sicilien . . . . .	25
(Siehe Anmerkung 1—181, S. 141—149).	
III. Maria Ludovica d'Este . . . . .	77
(Siehe Anmerkung 1—208, S. 150—160.)	

---







*Gabriela Bover max*

*J. Jacobi Sculp*

Herzogin Elisabeth von Württemberg.  
Wien 1783.

Elfaeth von Gwallter.

Revised and corrected edition.



Georgine Wilhelmine von Salm-Reifferscheidt  
1802-1870

I.

## Elisabeth von Württemberg.

---





**K**aifer Franz führte noch als Erzherzog von Oesterreich Herzogin Elisabeth Wilhelmine Louise von Württemberg als seine erste Gemahlin heim. Ihre Eltern, die in Mömpelgard an der Grenze des obern Elsaß wohnten, gehörten einer Nebenlinie des regierenden herzoglichen Hauses von Württemberg an. Von Bedeutung für das Schicksal Elisabeths<sup>1)</sup> war es, daß ihre ältere Schwester Marie schon mit Großfürst Paul, Sohn und Thronfolger Katharinas II., vermählt war. Welche Stärkung ergab sich nicht für das Bündnis zwischen Rußland und Oesterreich, wie es damals Katharina II. und Joseph II. begründeten, wenn die Schwägerin des zukünftigen Czaren die Gattin jenes Mannes wurde, der bestimmt war, einst den Thron der Habsburger zu besteigen. Die Verbindung des Erzherzogs mit der Württembergerin gewann an Wichtigkeit dadurch, daß man durch sie Einfluß auf ihre Schwester, die Großfürstin, zu erlangen hoffte, die ihren Mann vollkommen nach ihrem Willen lenkte. Nur auf diese Weise konnte man hoffen, den jungen großfürstlichen Hof von seiner Vorliebe für Preußen zu heilen, gegen welches ja Joseph in erster Linie seinen Bund mit Rußland schloß<sup>2)</sup>.

Schon während des Kaisers Anwesenheit in Petersburg im Jahre 1780 wurde die Möglichkeit einer Ehe zwischen



zu finden, daß Dänemark die Geschwister des im Jahre 1764 ermordeten Kaisers Zwan gefangen halte<sup>8)</sup>). Wie leicht könnten diese nicht, wenn Dänemark sie frei gebe, die Thronfolge des Großfürsten Paul gefährden!<sup>9)</sup> Um keinen Preis dürfe man daher Dänemark beleidigen; dies aber sei nur zu vermeiden, wenn man dem dänischen Kronprinzen die Herzogin Elisabeth bewillige. In diesem Sinne beredete Panin die Großfürstin Marie, an ihre Mutter nach Mömpelgard zu schreiben, wobei er sie gleichzeitig glauben machen wollte, daß im Grunde ihres Herzens eigentlich auch Katharina der Heirat mit dem Erzherzog abgeneigt sei<sup>10)</sup>.

Als jedoch Friedrich erfuhr, daß die Czarin den dänischen Antrag ganz entschieden ablehne, verfiel er auf den Gedanken, im Namen seines Großneffen, des ältesten Sohnes des Prinzen von Preußen, in Mömpelgard selbst um die Herzogin Elisabeth zu freien. Der Vater derselben, sowie dessen Bruder, der regierende Herzog von Württemberg, sagten dem preussischen Könige zu — angeblich weil sie keine Ahnung von den Absichten der Kaiserin Katharina und des Kaisers Joseph auf Elisabeth hatten<sup>11)</sup>). Während dieser Vorgänge traf in Mömpelgard ein Kurier Katharinas ein mit dem Antrage, die Herzogin mit Erzherzog Franz zu vermählen. Von beiden Seiten gedrängt, befanden sich die Eltern der Elisabeth in peinlichster Verlegenheit. Sie hatten bisher ihrer Tochter gegenüber noch mit keinem Worte der preussischen Werbung gedacht. Nun, als das Schreiben Katharinas anlangte, gaben sie ihr Kenntniß von beiden Anträgen, ihr selbst die Entscheidung überlassend. Diese fiel zu Ungunsten Preußens aus. Mit Thränen in den Augen warf sie sich ihren Eltern zu Füßen und erklärte mit einer für ihr Alter — sie zählte

damals 14 Jahre — überausenden Freigiebt, daß sie eine unüberwindliche Abneigung gegen den preussischen Prinzen empfinde und denselben niemals heiraten werde<sup>12</sup>). Nach dieser Scene eilte ihr Vater zu seinem Bruder, dem regierenden Herzog, und bat ihn, er möge dem preussischen Residenten sagen, daß unter solchen Umständen von einer Verbindung mit dem Großneffen des Königs nicht mehr die Rede sein könne. Gleichzeitig aber schrieb der Herzog-Vater an die Czarin, er lege nun die Entscheidung über das Schicksal Elisabeths in ihre Hände<sup>13</sup>). In einem vertraulichen Briefe an die Großfürstin Marie gab er jedoch seiner Besorgnis Ausdruck, daß sich Friedrich wegen der Ablehnung an seinem Hauie zu rächen suchen werde<sup>14</sup>). Auch Potemkin besorgte, daß der König den „Bösen“ machen werde, was Cobenzl nicht beirrit; er meinte sogar, Friedrich werde auf die von den herzoglichen Eltern erhaltene Zusage unbedingt pochen, aber schließlich doch nachgeben, um es nicht mit beiden Kaiserhöfen auf einmal zu verderben<sup>15</sup>). In der That sucht Friedrich auf jede Weise die Habsburger zu diskreditieren. Er läßt das Gerücht verbreiten, Joseph denke sich noch einmal zu vermählen, wodurch Erzherzog Franz um das Erbrecht kommen könne. Ebenso läßt er erzählen, daß der Erzherzog und dessen Vater sich nicht der besten geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen<sup>16</sup>). Der Mutter der Elisabeth aber wird, wofern sie ihre Zusage nicht halte, in allem Ernste mit der Ungnade des Königs gedroht, wie, daß er mit aller Macht dahin streben werde, beim Tode des kinderlosen Herzogs von Württemberg ihre Söhne der Erbfolge im Herzogtume zu berauben<sup>17</sup>). All diese Einschüchterungsversuche beantwortete Katharina mit der Erklärung: sie betrachte diese Sache als eine persönliche

Angelegenheit, der sie niemals entsagen werde. Gleichzeitig aber spielte sie die Beleidigte, da der Berliner Hof sie durch sein Vorgehen habe überlisten wollen. Friedrich war jedoch nicht der Mann, der vor dem Gegner so leicht die Waffen streckt. Er wehrt sich, so lange es nur geht, und mit seinem erfinderischen Geiste sucht er immer neue Schwierigkeiten und Hemmnisse hervor. Unter anderm bedient er sich auch des Heiratskontraktes des württembergischen Ehepaars, laut welchem die Kinder desselben in der protestantischen Religion erzogen werden müssen. Als Garant desselben, ließ Friedrich der Kaiserin durch seinen Gesandten erklären, dürfe er nicht zugeben, daß die Herzogin Elisabeth im Falle der Verheirathung mit Erzherzog Franz zum Katholicismus übertrete. Es sei wohl wahr, hatte der Gesandte hinzuzufügen, daß die Großfürstin Marie ihre Religion geändert; dies sei schon damals schwer durchzusetzen gewesen, aber nur mit Rücksicht darauf geduldet worden, daß sie das griechische Bekenntnis angenommen. Katharina erwiederte hierauf, sie müsse sich wundern, daß sie von des Königs diesbezüglichen religiösen Skrupeln jetzt zum erstenmale etwas höre; ihrer Meinung nach könne sich die von ihm erwähnte Klausel nicht auf die weiblichen, sondern nur auf die männlichen Glieder der württembergischen Familie beziehen, damit das Herzogtum selbst niemals in eine katholische Hand gerate. Sie könne nur wiederholen — bemerkte Katharina dem preussischen Gesandten — die Heirat zwischen Elisabeth und Franz sei eine abgeschlossene Sache, und sie müsse daher wünschen, daß Friedrich derselben weiter keine Hindernisse bereite. Von dem unabänderlichen Willen der Kaiserin unterrichtet, hat nun auch Großfürst Paul den König, den Absichten auf seine Schwägerin zu entsagen, wozu

jedoch Friedrich II. noch keine Neigung zeigte. Wohl entschuldigte er sich, in Unkenntnis des Projekts der Czarin gewesen zu sein, als er in Mömpelgard für seinen Großneffen warb; im übrigen sei dies eine Familienangelegenheit, wo er niemandem Rücksicht schuldig sei, noch auch nachgeben könne<sup>18</sup>). Unvermeidlich schien unter diesen Umständen der Bruch zwischen dem Petersburger und Berliner Hof. Da, im letzten Momente trat Friedrich zurück mit der Erklärung, er sei bereit, die herzoglichen Eltern ihres Wortes zu entbinden<sup>19</sup>). Mit voller Befriedigung nahm Joseph diesen Rückzug seines königlichen Rivalen zur Kenntnis<sup>20</sup>). Nun war Friedrich des Mittels beraubt, durch welches er den großfürstlichen Hof zu seinen Gunsten hätte beeinflussen können. Vielmehr war es jetzt Joseph, der sich durch Elisabeth, die als Lieblingschwester der Großfürstin Marie galt<sup>21</sup>), eine feste Stütze bei dieser und ihrem Manne erobert hatte.

Kurz nach diesen Vorgängen sah der Kaiser seine zukünftige Nichte zum erstenmale in ihrem Elternhause zu Mömpelgard. „Sie ist nicht schön und wird auch nie hübsch sein“ — schreibt er über Elisabeth am 8. August 1781 — „für ihr Alter ist sie groß, mager, gut gewachsen, hat genug schöne Augen, ist blond, einen großen Mund und einen sanften, geistig belebten Gesichtsausdruck“<sup>22</sup>) — eine Schilderung, die auf Großherzog Leopold von Toscana, den Vater des Erzherzogs Franz, einen guten Eindruck machte, da für ihn, wie er sagt, die Sanftmut doch die wichtigste Eigenschaft einer Frau bilde<sup>23</sup>). Da aber die junge Prinzessin noch unausgebildet war, wünschte Kaiser Joseph ihre Erziehung unter seiner Aufsicht in Wien vollenden zu lassen; hier sollte

auch ihr Übertritt vom Protestantismus zur katholischen Religion erfolgen. Auf diese Weise hoffte er seinem Neffen einst eine tüchtige Gattin zuführen zu können<sup>24</sup>). Selbst unvermählt und da eben damals keine verheiratete Erzherzogin in Wien lebte, hielt es Joseph nicht für angemessen, eine junge, ledige Dame, wie es Elisabeth war, in der Hofburg einzulogieren, in der er residierte<sup>25</sup>). Seine Absicht ging nun dahin, sie im rechten Flügel des am Rennweg gelegenen Klosters der Salesianerinnen unterzubringen, der, begrenzt vom herrlichen Belvederegarten, einst von der Kaiserin Amalia, als Witwe Josephs I., bewohnt worden war<sup>26</sup>). Das anstoßende Kloster, in dem die meisten Damen der Wiener Aristokratie erzogen wurden, bot den Vorteil, daß Elisabeth in demselben, ohne da jedoch ständigen Aufenthalt nehmen zu müssen, den katholischen Religionsunterricht genießen und ihre Andacht verrichten konnte<sup>27</sup>). Ganz ferne lag es Joseph, die Prinzessin der klösterlichen Strenge zu unterwerfen. Sie sollte vielmehr ihren eigenen Hofstaat haben, die aristokratischen Damen empfangen und unbehindert ausgehen dürfen. Durch diese Art Leben wollte er auch einen freieren Verkehr zwischen Elisabeth und Franz anbahnen, der gleichfalls von Florenz nach Wien kommen sollte<sup>28</sup>). All diese Anordnungen sollten bis zu dem, einem viel späteren Zeitraum vorbehaltenen Ehevollzug ihren Beschluß in einem förmlichen Heiratskontrakt oder in einer Vermählung per procuracionem finden, wodurch, wie Kaunitz bemerkt, Elisabeth als „eine verlobte oder als eine vermählte Erzherzogin hier (Wien) verbleiben könne<sup>29</sup>).“ Mit großer Zuversicht hatte Joseph allerdings nicht auf die Annahme seiner Vorschläge gerechnet<sup>30</sup>). Wie berechtigt sein Mangel an Vertrauen war, sollte sich sehr

balb zeigen. In Mömpelgard wollte man absolut nichts von einer Übersiedelung der Prinzessin nach Wien wissen. Die protestantische Mutter Elisabeths geriet in die größte Aufregung, als sie hörte, daß ihre Tochter — so hatte sie den Plan des Kaisers aufgefaßt — bis zur Konsummation der Ehe in einem Kloster eingesperrt werden sollte<sup>31</sup>). In ihrer Angst über ein solches Ansinnen sandte sie sofort einen Kurier an ihre Tochter, die Großfürstin Marie, damit diese die Intervention der Kaiserin zur Vereitelung derartiger Absichten des Kaisers anrufe. Auf Verlangen Katharinas II. stand Joseph wirklich von seinem Vorhaben ab<sup>32</sup>). Doch war er erbittert darüber, daß man in Mömpelgard seine wohlgemeinte Idee falsch aufgefaßt und aus diesem Anlaß einen so großen Lärm geschlagen hatte. Allein von seinem eigenen Bruder Leopold, der in dieser Sache nicht weniger interessiert war als Joseph selbst, mußte der Kaiser eine Rechtfertigung der herzoglichen Familie in Mömpelgard hören. Leopold fand es begreiflich, daß bei der Vorstellung, welche man in protestantischen Kreisen von klösterlicher Erziehung habe, schon der Name Kloster, wie dies ja thatsächlich zutraf, die Mutter Elisabeths erschreckt haben werde. Ebenso schien es ihm natürlich, daß man in Mömpelgard Anstand nehme, ein so junges Wesen, wie es damals Elisabeth noch war, ganz allein aus dem Elternhause an einen fremden Hof zu schicken. Übrigens war Leopold selbst gar nicht unzufrieden damit, daß der Plan seines kaiserlichen Bruders mißlungen war<sup>33</sup>). Er, ein Freund häuslicher Erziehung, sah es ganz gerne, daß seine zukünftige Schwiegertochter noch fortan unter der Obhut jener Mutter verbleibe, die wegen ihrer tüchtigen Erziehungskunst sich eines guten Rufes erfreute<sup>34</sup>). Joseph war jedoch



ein Charakter, der mit aller Entschiedenheit auf der Durchführung einmal gefaßter Absichten besteht. Von einem persönlichen Zusammentreffen mit den herzoglichen Eltern in Wien erhoffte er noch immer eine Änderung ihrer Gesinnung<sup>35</sup>). Gleichzeitig mit dem großfürstlichen Paare aus Petersburg sollte damals auch die herzogliche Familie aus Mömpelgard zum Besuche nach Österreich kommen. Wirklich traf Elisabeth am 10. November mit ihren Eltern in Wien ein; elf Tage später langte Großfürst Paul mit seiner Gattin daselbst an. Nun trat denn auch die von Joseph erwartete Gesinnungsänderung ein. Der Anblick der für Elisabeth bestimmten Wohnung überzeugte sofort alle, daß von klösterlicher Einsamkeit keine Rede sei und ihre Abneigung gegen die Vorschläge des Kaisers auf einem Mißverständnis beruhe<sup>36</sup>). Die Großfürstin Paul bat sogar jetzt die Czarin um ihre Zustimmung zur Etablierung der Elisabeth in Wien, welche diese auch sofort erteilte<sup>37</sup>). Aber die Angehörigen Elisabeths wandten sich auch direkt an Joseph, damit er, entsprechend seiner früheren Absicht, die Prinzessin bei sich behalte<sup>38</sup>). Wie erwünscht auch dem Kaiser dies Anliegen war, spielte er doch den Spröden und erklärte, ohne vorherige Beratung mit seinem Bruder keine Entscheidung treffen zu können. Durch diese Zögerung wollte er die herzogliche Familie, die ihn früher durch ihre Weigerung beleidigt hatte, aufs empfindlichste strafen<sup>39</sup>). Im Innersten seiner Seele aber war er schon entschlossen, da an der Zustimmung Leopolds hiezu nicht zu zweifeln war<sup>40</sup>), die Prinzessin in den Gemächern, die einst Kaiserin Amalie bewohnt, zu beherbergen. Für den Herbst 1782 ward die Übersiedelung nach Wien geplant. Bis dahin sollte der Weltpriester, der spätere Hof- und Burgpfarrer

Langenau den Unterricht Elisabeths in der katholischen Glaubenslehre leiten<sup>41)</sup>. So wurde eine heikle Angelegenheit, die leicht zur Entfremdung hätte führen können, zur Zufriedenheit aller geordnet.

Nachdem seine künftige Schwiegertochter, die er noch nicht persönlich kannte, sich längere Zeit in Wien aufgehalten, war es ein begreifliches Verlangen Leopolds, daß er wünschte, nächst ihrem Portrait auch über ihr Wesen von seinem Bruder eine ausführlichere Charakteristik zu erhalten, als sie ihm dieser aus Mömpelgard hatte zukommen lassen. Dieser Sehnsucht willfahrte auch der Kaiser, und er hat von der jungen Braut des Erzherzogs Franz, nachdem er Gelegenheit gehabt, sie in seiner Residenz näher zu beobachten, eine höchst bezeichnende Schilderung entworfen, von der ein Teil wenigstens verdient, hier wiedergegeben zu werden. „Die Prinzessin Elisabeth von Württemberg“ — heißt es da — „kann man keineswegs für schön, auch nicht einmal für hübsch angeben, dennoch hat sie in ihrer ganzen Gestalt nichts unangenehmes. Ihr Wuchs vor 14 Jahr und neun Monate ist ehender groß als klein, und es scheint nach allen Umständen, daß sie eher einen großen als kleinen Wuchstum überkommen wird. Ihre Hände sind mager, haben lange Finger und auch die Größe der Füße scheint dieses zu beweisen. Sie ist mager; ihre Taille scheint nach genauester Nachsicht vollkommen gerade zu sein, die Achseln sind nur etwas zu hoch und der Hals etwas kurz; die hohen Achseln können wohl von den übel und viel zu hoch gemachten Miedern herrühren. Ihre Gesichtsfarbe ist etwas bleich und scheint nicht, da sie auch nicht sehr weiß ist, jemals viele Farben zu überkommen; sie ist schon seit anderhalb Jahren heiratsmäßig und scheint,

daß sie eine ganz hübsch gewölbte Brust überkommen wird. Die Augen sind ehender schön, die Nase ist ein wenig kurz und aufgebogen, der Mund sehr groß und das Kinn etwas zu kurz abgeschnitten, so daß der Kopf etwas gedrückt aussieht; in diesem großen Munde sind noch zur rechten Zeit durch den Zahnarzt Laveran die schon ziemlich vernachlässigten Zähne wieder in gute Ordnung gebracht und hergestellt worden<sup>42</sup>).“ Mit diesem Außern, das nach von ihr erhaltenen Bildern zu urteilen, nicht unsympathisch gewesen sein muß, verband die junge Braut eine ruhige Gemüthsart, der wenigstens scheinbar jedes Temperament mangelte. „Ich habe ihr“ — sagt Joseph — „zu keiner Sache einen besondern Gang oder besondere Freude verspürt; sie ist gegangen und ausgeblieben, sowohl von Bällen als Spektakeln auf die gleichgültigste Art. Ich habe in ihren Reden nichts Unbesonnenes oder Einfältiges eben sagen gehört, aber auch keinen einzigen Zug eines erleuchteten Geistes oder richtiger Combination, die Wit und Lustbarkeit verriethen, gemerkt<sup>43</sup>).“

So war die Braut beschaffen, die man für den damals kaum 14 Jahre alten Erzherzog Franz erwählt hatte. Der junge Prinz, der am Hofe seines Vaters zu Florenz, mit Studien beschäftigt, aufwuchs, hatte keine Ahnung von diesen Vorgängen. Gewiß waren die Bedenken Leopolds begründet, seinem noch unreifen Sohne Mitteilung von dem seine Zukunft so tief berührenden Ereignisse zu machen. Fürchtete er doch, daß eine solche Eröffnung den ganzen Lauf seiner Erziehung stören und seinen Ideengang verwirren könnte<sup>44</sup>). Andererseits lag die Gefahr nahe, daß Franz — so besorgte Joseph — auf anderem Wege, vielleicht gar durch die Hofdienerschaft, Kunde von seiner Verlobung erhalten könnte,

was freilich schlimmer wäre, als wenn er davon direkt durch seinen Vater unterrichtet würde. Übrigens überließ es Joseph ganz und gar der Einsicht Leopolds, je nach den Umständen, Franz in seine neue Situation einzuweißen<sup>45)</sup>. Hierauf erwiderte Leopold, er werde demgemäß sein Verhalten nach den jeweiligen Verhältnissen einrichten; aber — fügte er hinzu — der Fall sei gänzlich ausgeschlossen, daß Franz etwas von der Dienerschaft erfahren könnte, indem es seine Hauptforge bilde, seine Kinder nie mit den Lehrern oder gar den Kammerdienern allein zu lassen<sup>46)</sup>. Einen Monat später — Mitte März 1782 — hatte es Leopold für nötig erachtet, seinem Sohne zu eröffnen, daß der Kaiser für ihn eine Braut erwählt, die er aber erst in einem spätern Zeitraum werde heimführen dürfen<sup>47)</sup>. Indessen traf Joseph alle Anstalten zum Empfange der Herzogin Elisabeth, von der er aus Berichten Langenauß erfahren, daß sie großen Eifer für die katholische Religion bekunde<sup>48)</sup>. Begleitet von dem nach Rußland heimkehrenden großfürstlichen Paare, traf sie anfangs Oktober 1782 in Wien ein<sup>49)</sup>, wo sie bald darauf mit ihrem Hofstaat die für sie bestimmten Appartements bezog. „Sie behält“ — schreibt hierüber Joseph an Leopold — „keine ihrer früheren Württembergerinnen, kein Kleid, kein Linnen oder eine Haube, sondern alles wurde ihr von mir gegeben, so daß ich sie gleichsam nackt empfangen habe<sup>50)</sup>.“ Einige Monate nach ihrer Installation in Wien erfolgte dann am 26. Dezember, in der Hofkapelle, die feierliche Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses. Durch das Benehmen, das sie bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, erwarb sie sich die vollste Anerkennung des Kaisers<sup>51)</sup>. Nun blieb Elisabeth noch länger als ein Jahr allein, ehe sie ihren Bräutigam von Angesicht zu Angesicht kennen lernte. Erst im Hoch-

sommer 1784 kam Franz nach Wien. Gleichwie Elisabeth, so sollte auch der junge Erzherzog seine Erziehung unter den Augen des Kaisers vollenden, womit Joseph keine geringe Bürde, die er jedoch dem Wohle des Staates schulde, auf sich zu nehmen meinte<sup>52</sup>). Die persönliche Bekanntschaft mit ihrem zukünftigen Gatten änderte jedoch nichts an der bisherigen Lebensweise der Herzogin. Joseph hielt strenge darauf, daß die Prinzessin nicht vor ihrer Vermählung, die er für Oftern 1788 anberaumt hatte, in die große Welt eingeführt werden dürfe<sup>53</sup>). Aber früher als es des Kaisers Absicht war, mußte die Hochzeit stattfinden. Infolge des drohenden Türkenskrieges wurde sie schon für den 6. Januar 1788 bestimmt<sup>54</sup>). Bei dieser Feier führte Graf Colloredo, der Obersthofmeister des Erzherzogs Franz, die Braut, während Herzog Albert zu Sachsen-Teschen den Bräutigam nach der Kirche geleitete, wo der Kurfürst Max von Köln um 7 Uhr abends die Trauung vollzog. Elisabeth trug ein nach damaliger Mode aus Silberstoff gefertigtes Kleid, das mit einem mäßigen Reifrock und mit nach rückwärts herabfallenden Falten versehen war; überdies war es reich mit sogenannten pierres de strass und silbernen Spitzen und Schleifen geschmückt. Ihre Brust und ihr Kopf waren mit Brillanten überladen, die einen feenhaften Anblick gewährten. Nach der Aussage des Juweliers wog allein der Kopfschmuck, der aus lauter brillantenen Federn und Rosen zusammengesetzt war, 6 $\frac{1}{2}$  Pfd. Erzherzog Franz war in seine weiße Oberstuniform gekleidet, an der die brillantenen Knöpfe gleichfalls Aufmerksamkeit erregten. Nach der Trauung zog sich der Hof nach den inneren Gemächern zurück, um die Gratulationswünsche entgegenzunehmen. Hernach fand unter einem kostbaren Baldachin ein öffentliches Souper statt,

an dem aber nur der Kaiser und dessen Bruder, das neuvermählte Paar, Kurfürst Max von Köln und Herzog Albert mit seiner Gemahlin, Erzherzogin Christine, teilnahmen.

Erst am folgenden Tage gab der Kaiser zu Ehren des Erzherzogs Franz und dessen Gattin einen „Freiball“, zu welchem alle geladenen „Freigäste“ in größter Gala erscheinen mußten. Masken waren für diesen Abend verboten, doch war es den Männern gestattet, weiße Dominos oder schwarze Venetianermäntel zu tragen. Franz eröffnete mit Elisabeth den Tanz mit einem Menuet, nach welchem sofort in den an den Saal anstoßenden Nebengemächern kredenzt wurde. Zum Bilde der damaligen Zeit gehört es, daß ein Mann mit einer auf einer langen Stange befestigten transparenten Inschrift die einzelnen Säle durchschritt, welche die Worte enthielt: „Die Speisen sind aufgetragen“, worauf sich die geladenen Gäste zu den für sie aufgestellten 24 Tafeln verfügten. Der Ball, an dem sich 4600 Menschen beteiligt haben sollen, endigte erst am folgenden Tag um 7 Uhr Morgens<sup>55</sup>).

Nun waren Franz und Elisabeth mit einander verbunden, und die jungen Eheleute mußten sich nicht mehr mit Briefen behelfen, wenn sie sich ihre zarten Gefühle für einander verdolmetschen wollten. Dazu waren sie früher genötigt, als sie -- während ihres Brautstandes -- sich nicht immer in Wien sehen konnten oder Franz mit dem Kaiser in Laxenburg weilte. Mit dem Jahre 1785 beginnt Elisabeths Briefwechsel mit dem Erzherzog, der, teils in französischer, teils in deutscher Sprache gehalten, einen ebenso schönen wie tiefen Einblick in das Seelenleben der jungen Fürstin gestattet<sup>56</sup>). Schritt für Schritt kann man es da verfolgen, wie ihre Gefühle einen immer lebhafteren Flug nehmen. Als Braut titulierte sie ihren

Bräutigam in noch ganz förmlichem Tone: „Voltre Altesse Royale“. Aber nach ihrer Vermählung ändert sich dies. Die konventionelle Sprache, deren sie sich bisher bediente, verschwindet. An ihre Stelle tritt in den vortrefflich geschriebenen Briefen ein Ausdruck der Innigkeit und der Empfindung, der sympathisch berührt und für sie einnimmt. Die Liebe ist es, die im Wesen dieser jugendlichen Erscheinung dieses Wunder bewirkt. Nun bricht das Temperament, das, weil es ungeweckt in ihr schlummerte, auch dem scharfsichtigen Auge Josephs unbemerkt blieb, mit voller Kraft hervor. Plötzlich erhebt sie sich über sich selbst, wächst gleichsam wie mit einem Zauberschlag über sich hinaus. Man kann auch nicht mehr von ihr sagen, daß sie an allem, wie ihr dies der Kaiser zum Vorwurf gemacht, gleichgültig vorübergehe. Vorläufig interessiert sie sich mit Lebhaftigkeit nur für ihren Gemahl und für all das, was auf ihn Bezug hat. Aber in ihren Briefen finden sich Spuren, daß sie nicht blind ist für Vorgänge, die sich in der nächsten Umgebung des Kaisers abspielen und darauf berechnet sind, sie und ihren Gatten aus dem Vertrauen des todkranken Souveräns durch allerlei Intriguen hinauszubringen<sup>67</sup>). Da sie jedoch frühzeitig aus dem Leben schieb und keinen Raum fand, ihre zweifellos vorhandenen Talente zur Entfaltung zu bringen, so ward sie um den Ruhm gebracht, zu dem schönen Namen einer treuen, hingebenden und liebevollen Gattin, wie sie ihn sich vollauf verdient, noch den einer hervorragenden Fürstin zu paaren.

Den ersten Anlaß, den ganzen Quell des reichen Gemüthes der jungen Erzherzogin zu erschließen, bot die fast unmittelbar nach der Verheirathung erfolgte Trennung von ihrem Gatten. Nicht lange hatte sich nämlich das junge Paar in ungetrübter

Weise seines Ehglückes erfreuen können. Mit rauher Hand fuhr die Politik dazwischen. Infolge des Krieges, den Joseph in Gemeinschaft mit Katharina II. gegen die Türkei zu führen gedachte, mußte sich Franz schon am 14. März 1788 nach dem Hauptquartier zu Futak begeben, wohin ihm der Kaiser anfangs desselben Monates vorausgereist war. Die Erzherzogin — wie Elisabeth ja von nun an heißt — ist ganz außer sich darüber, daß nach kaum zweimonatlicher Verbindung ihr Gemahl von ihrer Seite scheiden muß. „In der That“ — schreibt sie ihm unmittelbar nach seiner Abfahrt — „mein Schmerz hat den höchsten Grad erreicht und es ist unmöglich, mehr betrübt zu sein als ich es bin, indem ich mich getrennt sehe von jener Person, die ich über alles auf der Welt liebe. Gerne möchte ich mich zur Vernunft bringen, aber ach! ich vermag es nicht: jede Stelle meines Zimmers ruft mir die glücklichen Augenblicke in Erinnerung, die ich mit Ihnen verlebte, mir bleibt nur das Bedauern, es kommt mir vor als hätte mich alles verlassen, nirgends habe ich Ruhe, ich weine und seufze“<sup>58</sup>). Einige Tage später richtet sie wieder folgende Zeilen in deutscher Sprache an Franz: „Dein Vogel (ein Kanarienvogel) sitzt immer auf meiner Brust: ich habe alle mögliche Sorgfalt für ihn, weil ich weiß, daß Du ihn so gern hast. Ich habe sogar alle meine Vögel wo anders hingethan, damit er durch ihr Geschrei nicht etwa sein Lieb vergessen möchte. Es ist nicht möglich Dich zärtlicher zu lieben, mein Engel, als ich und ich kann mich gar nicht trösten, daß ich von Dir entfernt bin“<sup>59</sup>). Mit seinen Briefen, deren Ankunft für sie stets einen Festtag bedeutet, geht sie schlafen und als sein „treues Weiberl“ verzehrt sie sich in Sehnsucht nach seiner Rückkehr. „Wenn ich nicht“ — ruft sie ihm ein-



mal zu — „einen guten Puzer vom Kaiser gefürchtet hätte, so würde ich es schon tausendmal gewagt haben, zu Dir zu kommen, nur um dich wieder zu sehen, mein Engel, denn vor den Türken fürchte ich mich gar nicht im mindesten“<sup>60</sup>). Wie wünscht sie den Frieden herbei, der diesem Kriege, durch den sie und so viele mit ihr leiden<sup>61</sup>), ein Ende bereiten möge. Allein nicht nur die Trennung von ihrem Gatten, sondern auch die traurigen Nachrichten, welche aus dem Lager über den schlimmen Gesundheitszustand des Kaisers einlangen, erfüllen sie mit Kummer und Besorgniß. Sie ist Joseph, wie wohl sie vor ihm eine Heidenangst hat, ungemein ergeben. Sie leidet daher mit dem Kaiser, als sie diesen krank weiß. In ihren Briefen drängt sie ununterbrochen Franz, diesem zuzureden, nicht länger bei der Armee zu verbleiben. „Bedenken Sie“ — sagt sie zu ihrem Gatten — „daß Sie, indem Sie den Kaiser veranlassen, mehr Sorge auf seine für uns so kostbare Konfervierung zu verwenden, damit die Sache der ganzen Monarchie, Ihre und meine eigene verteidigen“<sup>62</sup>). Ungeachtet aller Bitten kehrte Joseph erst im Dezember 1788 nach Wien zurück, nachdem er zur Freude Elisabeths kurz vorher Erzherzog Franz dorthin vorausgesandt hatte. Hier aber wartete der wieder vereinten Eheleute keine fröhliche Zeit. Zuerst kam die Kunde, daß der König von Spanien gestorben sei, wodurch die Teilnahme an den Vergnügungen des bevorstehenden Karnevals gestört wurde<sup>63</sup>). Dann folgte die schwere Erkrankung des Kaisers, so daß sich dieser mit den heiligen Sterbesakramenten versehen ließ<sup>64</sup>). Die Gefahr ging wohl glücklich vorüber. Joseph konnte Ende April 1789 zur Erholung nach Layenburg ziehen, wohin ihn Franz und dessen Gemahlin begleiteten<sup>65</sup>). Hier zeigten sich auch die ersten Anzeichen der eingetretenen Schwangerschaft,

die für Elisabeth zu einer schweren und mit vielen Leiden verbundenen Periode ihres Lebens wurde<sup>66</sup>). In die tiefste Melancholie aber versetzte es sie, als gerade jetzt Franz vom Kaiser den Befehl erhielt, sich zur Armee, welche gegen die Türken kämpfte, zu begeben. Nach der Abfahrt des Erzherzogs, die am 27. August 1789 erfolgte, bemächtigte sich ihres Körpers eine so schreckliche Abspannung, daß man sofort den Arzt herbeirufen und sie zu Bette bringen mußte. „Alle Welt“ — schreibt sie vom Krankenlager an Franz — „hat die größte Sorgfalt für mich, aber sie können mich nicht von meiner großen Krankheit, meiner Trauer, heilen, diese wird nur, mein teurer und guter Freund, mit Ihrer Rückkehr enden“<sup>67</sup>). Umsonst drängt sie ihren Gatten, beim Kaiser seine baldige Heimkunft durchzusetzen. Der ernste Joseph, der den Staatsdienst durch keine sentimental Gefühle durchkreuzen lassen will, hat jetzt, wo es ihm um Besiegung der Türken zu thun ist, für die zarteren Empfindungen seiner Nichte kein rechtes Verständnis. Er macht sich vielmehr lustig über sie, und ihre Klagen wegen der allzulangen Abwesenheit ihres Gemahls fertigt er mit der sie vernichtenden Bemerkung ab: „Ja, so geht es, wenn man die Frau eines Soldaten ist“<sup>68</sup>). Überhaupt ist es interessant, aus ihren Briefen zu erfahren, mit welcher Angst sie der Anblick des Kaisers erfüllt, der infolge seines kranken Zustandes sich damals nicht, gleich Franz, zur Armee hatte begeben können. Sie, die schon von Haus aus ängstlichen Gemütes ist und der es nie recht behaglich in der Nähe des Kaisers war<sup>69</sup>), fürchtet sich förmlich, ihn in seinem Sommeraufenthalte zu Hezendorf zu besuchen<sup>70</sup>).

Aber die Beklemmung ihres Herzens weicht dem Mit-

gefühl, das sie für den leidenden Zustand des kranken Joseph empfindet, die Liebenswürdigkeit, mit der sie dieser in seinem Schlosse empfängt, entwaffnen sie vollends und regen sie zu aufrichtiger Dankbarkeit an. Aus vollem Herzen frohlockt sie nun mit ihm, als die Nachricht von der Einnahme Belgrads eintrifft, die ganz Wien in einen wahren Freudentaumel versetzt. Auch für sie fällt ein Teil des Jubels ab. Als sie nach dem Eintreffen der Siegesbotenschaft über den Graben nach der Burg fuhr, lief eine zahllose Menge hinter ihrem Wagen her, ununterbrochen ihr „Vivat, Vivat“ zurufend. „Ich gestehe“ — berichtet sie hierüber an Franz — „daß ich von dieser liebenswürdigen Aufmerksamkeit ungemein gerührt war, um so mehr als ich in Wahrheit nicht weiß, wieso ich dieselbe verdient habe“<sup>71)</sup>. Aber die Einnahme Belgrads, die ihr eine so große Freude bereitete, bedeutete zugleich eine arge Enttäuschung für sie. Joseph hatte ihr versprochen, daß Franz nach der Besignahme dieser Festung werde heimkehren dürfen. Nun aber wünschte er, daß der Erzherzog noch weiter bis zum Falle Orsovas bei der Armee verbleibe<sup>72)</sup>. Diese Mitteilung erfüllt sie mit großer Bitterkeit gegen Joseph<sup>73)</sup>. Wehmütig stimmt es sie, ihren Namenstag allein verbringen zu müssen<sup>74)</sup>. Aber wie jubelt sie auf, als endlich Franz gegen Ende November 1789 die Weisung erhält, nach Wien zurückzukehren. Von dieser Zeit an leben die beiden Gatten, vereint in inniger Liebe, wieder zusammen, doch nur für kurze Zeit. Der Tod bereitete dieser Idylle ein jähes Ende. Unerwartet für alle Welt, erlag die Erzherzogin den Folgen ihrer Entbindung. Man war um so weniger auf einen derart tragischen Ausgang gefaßt, als Elisabeth jetzt vollkommen gesund diesem Ereignis entgegen sah. Am 17. Februar früh stellten sich die ersten Wehen

ein, doch erst spät abends brachte sie unter vielen Schmerzen ein Töchterlein zur Welt<sup>75</sup>), das man ihr mit der Zange hatte nehmen müssen<sup>76</sup>). Glücklich über die Geburt ihres ersten Kindes, fragte sie noch ihre Hofdame, M<sup>me</sup> de Chanclos, ob sie sich tapfer gehalten und der Kaiser mit ihrer Festigkeit zufrieden sein werde<sup>77</sup>). Munter plauschte sie ununterbrochen, so daß man sie wiederholt zum Stillschweigen nötigen mußte<sup>78</sup>. Auf bringendes Bitten der Chanclos wurde sie ruhiger und schlief endlich ein<sup>79</sup>). Plötzlich aber bewegte sie sich heftig im Bette und als die Hofdame den zu Füßen der Erzherzogin sitzenden Arzt Lehmacher<sup>80</sup>) deswegen besorgt ansah, erwiderte dieser, sie beruhigend, das sei nichts ungewöhnliches. Trotz dieser Versicherung ließ die Chanclos den kaiserlichen Leibarzt Störck rufen, der schon vorher betreffs der Behandlung der Erzherzogin nicht einer Ansicht mit dem Accoucheur gewesen<sup>81</sup>). Als Störck ins Zimmer trat und Elisabeth ansah, schüttelte er sofort bedenklich den Kopf. Er verschrieb ein Mittel, das aber nicht die erwünschte Linderung brachte<sup>82</sup>). Die Erzherzogin klagte fort über Schmerzen im Unterleib. Noch immer erklärte Lehmacher die eingetretenen Krämpfe für ganz gewöhnliche Erscheinungen, wie sie nach jeder Geburt vorkommen<sup>83</sup>. In diesem Momente verließ Störck das Zimmer um sich zum gleichfalls kranken Kaiser zu begeben. Kaum aber hatte er sich entfernt, so erhob sich Elisabeth, von heftigen Schmerzen in die Höhe geschneilt, mit Gewalt in ihrem Bette. Nach dieser letzten Kraftanstrengung fiel sie sogleich zurück; aber erst am 19. Februar um 1/2 6 Uhr morgens verstarb sie unter den qualvollsten Leiden<sup>84</sup>). Auf Joseph, der selbst schon mit raschen Schritten dem Grabe zueilte, machte das Verschiden der Frau, die er für seinen Neffen ausgewählt, einen er-

schütternden Eindruck. Er brach in Thränen aus<sup>85</sup>). Im Vorgefühle seines eigenen Endes traf er sofort die Anstalten zur baldigen Beerdigung der entseelten Erzherzogin, damit, wie dieser kaiserliche Philosoph sich ausdrückte, Raum für seine eigene Leiche in der Hofkapelle geschafft werde. Mit seinen Gedanken weilte er unablässig bei Elisabeth. Im Delirium, das ihn in den letzten Stunden vor seinem Tode befiel, beschäftigte er sich immer mit ihr und fort rief er: „Werft mich auf sie“<sup>86</sup>). Als er, zur Besinnung zurückgekehrt, vernahm, wie das Volk sich in die Burg dränge, um die aufgebahrte Erzherzogin zu sehen, bat er, man möge ihn doch ruhig sterben lassen<sup>87</sup>). Am selben Tage — 20. Februar 1790 — als man Elisabeth in der Gruft der Kapuziner beigesetzt, hatte auch Joseph zu leben aufgehört. Noch befand sich das Schreiben unterwegs, in welchem Leopold dem verstorbenen Kaiser seinen Schmerz über den Tod der Schwiegertochter ausdrückte<sup>88</sup>), deren Verlust ihn aufs tiefste erschütterte, als er die Nachricht erhielt, daß auch sein kaiserlicher Bruder nicht mehr unter den Lebenden weile.

Sowohl Joseph als Elisabeth hatten vor der Zeit ihr Dasein beschließen müssen. Aber während das Ableben des Kaisers für die ganze Welt von den schwerwiegendsten Folgen begleitet war, bedeutete der Tod Elisabeths, der es noch nicht vergönnt war, eine öffentliche Rolle zu spielen, nur eine Lücke, allerdings eine tiefe Lücke in der Existenz jenes Mannes, der sie später unter seinen vier Frauen als seine Geliebte bezeichnet hatte.

---







Marie Theresie von Neapel und Sicilien.



... der ... und ...



Marie Thérèse von Saxe-Coburg und Gotha.

II.

**Marie Theresè von Neapel und Sicilien.**

---



Die erste Gemahlin des Erzherzogs Franz, dieses „kostbare Pfand“ des Bündnisses zwischen Oesterreich und Rußland, wie Katharina II. sie genannt <sup>1)</sup>, war am 19. Februar 1790 verschieden und fast gleichzeitig mit ihr war auch der Schöpfer dieser Allianz ins Grab gesenkt worden. Die stärksten Stützen einer politischen Verbindung <sup>2)</sup>, durch welche die Monarchie in die größte Bedrängniß geraten war, existierten mithin nicht mehr und der Nachfolger Josephs, Leopold II., bekundete keine Lust, die orientalischen Pläne seines Bruders weiter zu verfolgen. Mit seinem Auftreten machte sich eine neue Richtung in der Politik Oesterreichs bemerkbar. Das ganze Streben Leopolds ging dahin, seinen Völkern den Frieden zu geben, der unter Josephs Regierung so tief erschüttert worden. Sein Blick war daher nicht mehr nach dem Norden gerichtet, um im Vereine mit der Czarin auf Eroberungen auszugehen. Diese neue Tendenz war auch ausschlaggebend, als es sich darum handelte, für den verwitweten Erzherzog Franz, den man als Thronfolger so schnell als möglich wieder verheiraten wollte, eine Gemahlin zu erwählen. Bei der Umschau nach einer geeigneten Prinzessin läßt sich Leopold nicht von Rücksichten auf Länderzuwachs, sondern ausschließlich von Familieninteressen leiten. Denn

als der Ausdruck wahrer Familienallianz muß die Verbindung des Erzherzogs Franz mit Marie Theresie von Neapel gelten, ganz dazu angethan, die innige Verbindung der habsburgisch-lothringischen und sicilisch-bourbonischen Häuser noch mehr zu befestigen. Marie Theresie war väterlicher- und mütterlicherseits eine nahe Verwandte des Habsburgerz. Ihre Mutter, die berühmte Maria Karolina von Neapel und Sicilien, Tochter der noch größeren Kaiserin Maria Theresia, war eine Schwester Leopolds II., der seinerseits die Schwester des Königs von Neapel und Sicilien, also des Vaters der Prinzessin, zur Gattin hatte<sup>3)</sup>.

Der Erste, der, ohne daß noch Leopold eine Ahnung von dem Ableben der Erzherzogin Elisabeth hatte, den Gedanken aussprach, Franz mit Marie Theresie zu vermählen, war Marchese di Gallo, neapolitanischer Gesandter am Wiener Hofe. Kaum daß Elisabeth die Augen für immer geschlossen, also noch an ihrem Todestage, wies dieser Diplomat auf die bourbonische Prinzessin als passende Gemahlin des soeben verwitweten Erzherzogs hin<sup>4)</sup>. Wir wissen nicht, ob er es war, der dem Königspaaire von Neapel diese Idee nahe legte, oder ob Leopold, noch in Florenz weilend, von selbst auf den gleichen Gedanken geriet. Bei der nahen Verwandtschaft, wie sie zwischen den Höfen von Florenz und Neapel bestand, wäre es ja nicht unmöglich gewesen, daß Leopold und dessen Gemahlin sofort an ihre Nichte als künftige Schwiegertochter gedacht hätten. Nach einer späteren Äußerung Franzens soll dies auch wirklich der Fall gewesen sein. Er sagte nämlich, seine erste Frau habe ihm sein Oheim Kaiser Joseph, die zweite sein Vater gegeben<sup>5)</sup>. Von wem immer aber auch die Anregung ausgegangen sein mag, jedenfalls ist es gewiß, daß sie mit großer Lebhaftigkeit ergriffen und rasch an ihre Verwirklichung

geschritten wurde. Schon am 3. April 1790 sprach man in Neapel allgemein von der bevorstehenden Heirat des Erzherzogs mit der Infantin Marie Theresen<sup>6)</sup>. Allein nicht nur durch diese Verbindung dachte man den Bund zwischen den Dynastien Habsburg und Bourbon zu sichern. Man sorgte noch für weitere Garantien. Nächst Erzherzog Franz sollte auch dessen Bruder Ferdinand, künftiger Großherzog von Toscana, eine neapolitanische Prinzessin heimführen und gleichzeitig der Thronfolger von Neapel mit einer Tochter Leopolds, Erzherzogin Clementine, verlobt werden. Mitte April scheinen die Verhandlungen über diese Familienangelegenheit schon zu einem definitiven Abschluß gelangt zu sein. Denn am 20. April war Königin Maria Karolina in der Lage, dem österreichischen Gesandtschaftssekretär im Vertrauen „die höchst erfreuliche Nachricht von der wirklichen Bestätigung der dreifachen vorgeschlagenen Heurat“ mitzuteilen<sup>7)</sup>. Mit den königlichen Eltern freute sich ganz Neapel, als bald darauf die Kunde von dieser dreifachen Vermählung allgemein bekannt wurde<sup>8)</sup>.

Noch immer aber hatte die offizielle Werbung nicht stattgefunden. Erst als Gallo dem Fürsten Kaunitz eröffnete, er sei bestimmt als außerordentlicher Botschafter um die Hand der Erzherzogin Clementine für den Thronfolger von Neapel anzuhalten, ward der Gesandtschaftssekretär Habrawa angewiesen, dem neapolitanischen Hofe anzuzeigen, daß von seiner Seite Leopold den Fürsten Ruşpoli in gleicher Eigenschaft ernannt habe und dieser demnächst an seinem Bestimmungsorte eintreffen werde<sup>9)</sup>. Noch vor dessen Ankunft wurde im königlichen Palaß die Ausstattung der beiden Bräute ausgestellt. Sie bestand in prächtigen und geschmackvollen Kleidern und aus allen erdenk-

lichen Gattungen feiner Spitzen und Wäsche. Während diese kostbaren Toilettegegenstände für jede der Infantinnen auf 100 000 neap. ducati geschätzt wurden, hieß es, daß sie noch überdies zusammen für ihre eigene Verwendung 300 000 neap. ducati erhalten sollten<sup>10)</sup>.

Inzwischen war Ruspoli in Neapel eingetroffen. Er rechtfertigte sofort den Ruf, der ihm als der eines geizigen Mannes vorausgegangen war. Mit den Bedienten, die er zu seinem feierlichen Einzuge aufgenommen, feilschte er, um ihnen ja nur recht wenig zahlen zu müssen. Zum mindesten kleinlich war es, daß er, nachdem er auf sein Verlangen vom Minister eine Freiloge erhalten, am Ende der Theatervorstellung die Reste der vom Hofe gelieferten Wachskerzen, die sonst der Dienerschaft zufielen, von seinen Leuten sammeln und verwahren ließ<sup>11)</sup>.

Ebenso wenig entsprach die zu Ehren des Hofes und des Adels von Ruspoli veranstaltete Tafel den Anforderungen, die man sich für berechtigt hielt, an einen Grandseigneur und Vertreter eines mächtigen Staates stellen zu dürfen. Auch war es unter seiner Würde, daß er in eigener Person allen seinen Kammerdienern, Bedienten und selbst den Musikern die Taschen durchsuchte, als er vernahm, daß während des von ihm gegebenen Festmahles einiges Silbergeschirr abhanden gekommen sei<sup>12)</sup>.

Verstand es Ruspoli auch nicht, sich beliebt zu machen und in der freigebigen Art eines Hochzeitswerbers aufzutreten, so war er nun doch einmal der Repräsentant des Wiener Hofes, der gekommen war im Namen seines Souveräns um die Infantinnen anzuhalten und den man daher in jeder Weise auf das zuvorkommendste behandeln mußte. Am



14. August ward er denn auch in feierlicher Audienz empfangen und in derselben entledigte er sich, nachdem er die Porträts der beiden Erzherzoge überreicht, seiner Aufträge als Werber für die Söhne seines Herrn. Gleich am folgenden Tag — 15. August — fand dann die Trauung per procurationem statt. Der Kronprinz von Neapel vertrat bei dieser Gelegenheit die Stelle der abwesenden Erzherzoge<sup>13)</sup>. Abweichend von sonstiger Gepflogenheit, unterließ es der Hof, am Hochzeitsfeste öffentliche Tafel zu halten. Es geschah dies, um es zwischen den Botschaftern von Österreich und Frankreich zu keinen Rangstreitigkeiten kommen zu lassen. Hatten solche Etiquetteskonflikte in der damaligen diplomatischen Welt doch so häufig Anlaß zu den ernstesten Verwickelungen gegeben! Der gleichen Befürchtung wegen wurde Ruspoli während der Dauer der kirchlichen Feierlichkeiten sein Platz an den Stufen des königlichen Thrones angewiesen, während der französische Botschafter vom Oratorium aus, wo sonst die Infantinnen sitzen, der Ceremonie bewohnte<sup>14)</sup>. Bald nach der Trauung verließen die beiden Prinzessinnen, begleitet von ihren königlichen Eltern, ihre Heimat, um sich mit ihnen nach Triume zu begeben, wo sie von Leopold, Erzherzog Alexander Leopold und Erzherzogin Marie Elisabeth empfangen wurden<sup>15)</sup>. In Wien hatte inzwischen der zukünftige Thronfolger eine gefährliche Krankheit überstanden, die sogar für sein Leben befürchten ließ<sup>16)</sup>. Als aber Marie Theresie in der Residenz eintraf, war Franz wieder völlig hergestellt. Die Infantin, von der Leopold sagt, daß sie das Glück seines Hauses ausmachen werde<sup>17)</sup>, erfreute sich sofort des größten Beifalles von seiten des Erzherzogs<sup>18)</sup>. Franz durfte aber auch mit seiner für ihn erwählten Gattin, die er jetzt zum erstenmale



In der Nacht vom Montag auf Dienstag hatte sich eine Darmentzündung gezeigt. Nachdem aber Leopold, wie es damals üblich war, viermal zur Ader gelassen worden, fühlte er sich am Morgen des 1. März ein wenig besser. Gegen 2 Uhr nachmittags schlummerte er ein. Nun verließ ihn sein Leibarzt Lagusius und er blieb allein mit der Kaiserin, dem Chirurgen und zwei Kammerdienern. Plötzlich aber erwachte Leopold und rief der Kaiserin, die beim Fenster stand und strickte, zu, es sei ihm übel. Die Anwesenden eilten sofort zu ihm. Der Chirurg ergriff den Kopf, der von Moment zu Moment schwerer ward. Doch anstatt der Üblichkeiten trat rasch der Tod ein. Der Kaiser verschied um 3<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr nachmittags infolge eines Schlaganfalles<sup>24</sup>). Gleich bei den ersten Anzeichen seiner Krankheit beschlich Leopold das Gefühl, als gehe er seiner Auflösung entgegen. „Ich werde den vierten Tag nicht überleben,“ sagte er noch am Morgen des 1. März zur Kaiserin<sup>25</sup>). Aber noch früher als er seinen Tod prophezeit, war dieser eingetreten. „Wer mir gestern Morgen gesagt hätte“ — ruft schmerzbewegt ein Zeitgenosse aus — „daß wir an diesem Tage den Kaiser verlieren werden“<sup>26</sup>)! Das Unwahrscheinliche war geschehen! Mit Leopold wurde seinen Völkern ein bedeutender, humaner, friedliebender Fürst entzogen, und an seine Stelle folgte sein Erstgeborener als ein junger Mann, dem es bisher noch an der Gelegenheit gemangelt, selbständige Proben seines Geistes und seiner Gesinnung zu geben.

Jäh und ungeahnt früh war der Wechsel vor sich gegangen, der Franz und seine junge Gattin aus ihrer bis jetzt politisch fast unbedeutenden Stellung auf den Thron brachte

und damit in einen schwierigen und verantwortungsvollen Wirkungskreis<sup>27)</sup>. Das heitere, muntere Naturell der Kaiserin drückte dem Hof bald ein fröhliches Gepräge auf. Eine ganz neue Art des Daseins entwickelte sich jetzt, das dem Kaiser zu gefallen und ihn mit sich fortzureißen schien. Schon früher hatte er, ein Freund all jener Vergnügungen, die ein Heim angenehm zu gestalten vermögen, sich im Verein mit seiner Gattin ein Hauskonzert eingerichtet, wobei diese die Bassgeige führte, während er selbst, den Marie Theresen einmal ihren „geliebten Geiger“ nennt, die Violine strich<sup>28)</sup>. Nun, da er auf den Thron gelangte, ließ er der Unterhaltungssucht seiner jungen, hübschen Frau, die ihm „mit Herz und Seele“ ergeben war<sup>29)</sup>, freien Lauf und unverdrossen ging er, wenigstens in der ersten Zeit, auf alle ihre fröhlichen Einfälle ein. Nicht durch übermäßigen Aufwand und große Pracht, die nach außen blenden, suchte Marie Theresen zu glänzen. Vielmehr machte es ihr Freude, in Gesellschaft des Kaisers mit ihrem Hofstaate im kleinen Kreise niedliche Burlesken aufzuführen, die sie befriedigten, wofern damit nur ein lustiger Spaß verbunden war. Chinesische Schattenspiele, optische Kunststücke und allerlei Gaukeleien, wie sie mit Hilfe der sich damals in Mode befindlichen Magie hervorgerufen wurden, beschäftigten den unermüdet nach Abwechslung dürstenden Sinn der Kaiserin. Die Wiener Faschingsredouten, auf denen unter dem Schutze der Maske noch ungebundene Zügellosigkeit und ausgelassene Lebenslust herrschten, erfreuten sich der besonderen Teilnahme der Kaiserin. Angelockt von dem Treiben, das ihrem südlichen Temperament so sehr entsprach, fehlte sie auf keiner dieser Redouten, obwohl sie mitunter über die „groben Leute“ klagte, die so „heftig stoßen“<sup>30)</sup>. Dies hinderte sie

aber nicht nach vollendetem Rundgange mit dem Kaiser, diesen zu verlassen und an demselben Abende in den mannigfaltigsten Kostümen als Linzerin, Pastetenbäckerin, Königin der Nacht etc. wieder im Saale zu erscheinen, um, wie jede andere Maske, unter der Hülle derselben ihren Faschingscherz zu treiben<sup>81)</sup>. Vor allem aber bildete das Laxenburger Sommerloß den Schauplatz, wo Marie Theresen ihre geselligen Talente frei und unbeschränkt wirken ließ. Ein von ihr daselbst veranstaltetes festliches Fischen im Karpfenteiche gewährte Proben ihres erfinderischen Unterhaltungsvermögens. Während von dem mit lauter bunten Glasglocken behängten Dach der sogenannten „japanischen Brücke“, durch den herrschenden Luftzug erregt, märchenhafte Musik ertönte, schien unten im Teiche, unsichtbar dem Auge, die Hand eines Zauberers zu walten. Wer von den anwesenden Gästen die Angelrute auslegte, zog zu seinem Erstaunen aus dem Teiche einen in possierliches Kostüm gekleideten Fisch heraus. Allgemeine Heiterkeit erregte es, als der durch seine steifen Manieren bekannte Leibarzt Stifft sogar ein Wickelkind angelte<sup>82)</sup>. Bald aber hätte die Kaiserin hier im Reiche ihrer fröhlichen Spiele durch die Unvorsichtigkeit ihres Schwagers, des Erzherzogs Palatin Alexander Leopold, ein jähes Ende gefunden. Nur wenig hatte gefehlt, und sie wäre mit dem Kaiser infolge einer Explosion in die Luft gesprengt worden<sup>83)</sup>. Der Palatin, der bei seinen ausgebreiteten chemischen Kenntnissen eine wahre Leidenschaft für Feuerwerk hatte und eine Art Ehrgeiz darein setzte, sich in dieser Kunst als Meister zu zeigen<sup>84)</sup>, experimentierte während seiner Anwesenheit im Laxenburger Schlosse in einem Zimmer desselben so unglücklich mit den feuergefährlichen Elementen, daß diese explodierten und den Erzherzog in schrecklicher Weise zu-

richteten<sup>26</sup>). Erzherzog Karl, der einen Stod höher als sein Bruder wohnte, kleidete sich eben an, um sich zu diesem zu begeben, als er ein donnerartiges Getöse vernahm<sup>26</sup>). Aber schon hatte man mit Gewalt die Thür jener Kammer erbrochen, in der die Katastrophe erfolgt war. Reich bettete man nun den am ganzen Körper mit Brandwunden bedeckten Palatin auf das Lager Erzherzog Karls. Von den qualvollen Schmerzen gepeinigt, blickte der verunglückte Erzherzog doch mutig seinem Ende entgegen. Schon mit dem Tode ringend, tröstete er noch die ihn trauernd umstehende kaiserliche Familie mit den Worten, daß es besser sei zu sterben, als für sein ganzes Dasein ein Krüppel zu bleiben<sup>27</sup>).

Dies traurige Ereignis, das einen hochbegabten, geistvollen Mann vor der Zeit seiner Laufbahn entriß<sup>28</sup>), war aber doch nicht imstande, die zum Bedürfnis gewordenen Zerstreuungen der Kaiserin auf die Dauer zu unterbrechen. Sie wurden daher später in alter Weise wieder fortgesetzt. In gewöhnlichen Zeiten, wo alles ruhig verläuft, hätte man wahrscheinlich an Marie Theresens Unterhaltungen nichts tadelnswertes gefunden. Unter den veränderten Verhältnissen jedoch, wie sie seit dem Ausbruch der französischen Revolution von 1789 eingetreten waren, erregten ihre täglichen, kostbare Zeit absorbierenden Feste bei ernster denkenden Leuten Tadel, umsomehr, als sie nur zu geeignet waren, den Sinn für das Große und Wichtige im Leben des Staates zu beirren und in der Umgebung des Thrones Existenzen aufkommen zu lassen, die es ratsamer gewesen wäre, von dort ferne zu halten<sup>29</sup>). Wären die Burlesken der Kaiserin nicht von solchen Folgen begleitet gewesen, wir hätten weiter kein Recht, uns um ihre, eine eigentlich liebenswürdige Natur verrathenden Privatunter-

haltungen zu kümmern. Wir müßten auch sonst dieser Fürstin, die eine liebende Gattin und gute Mutter gewesen, die überall mit freigebigen Händen das Elend der Armen zu mildern suchte<sup>40)</sup>, unsere vollste Anerkennung zu Teil werden lassen, wofern sie sich nur gehütet hätte, den bereiten Werkzeugen ihrer Tändeleien zu Einfluß und zu Ansehen zu verhelfen. Dies aber lag in ihrer Macht, da sie auf Franz, den sie durch ihre Reize gefesselt hielt, große Herrschaft ausübte<sup>41)</sup> und, nebst ihrer Unterhaltungssucht ehrgeizig, in vielen Fällen ihren Willen zu dem seinigen zu erheben mußte. Ihr Wort mußte natürlich an Nachdruck gewinnen, als sie, nach einer im Mai 1792 erfolgten Fehlgeburt<sup>42)</sup>, am 19. April 1793 einen Prinzen, den nachmaligen Kaiser Ferdinand, zur Welt brachte<sup>43)</sup>. Zeitgenossen hielten sie gleich von Anfang an für so mächtig, daß sie sofort ihrem Einfluß den im Sommer 1793 erfolgten Sturz des Rabinettsrates Schloisnigg zuschrieben<sup>44)</sup>, der, nächst dem Rabinettminister Graf Colloredo, als Günstling des Kaisers, sich bisher des besonderen Vertrauens seines Monarchen erfreut hatte. Wir sind nicht näher darüber unterrichtet, ob die Kaiserin wirklich beim Falle dieses Mannes, den man im Vereine mit Colloredo die „beiden Kaiser“ nannte<sup>45)</sup>, ihre Hand im Spiele gehabt und ob sie, wie damals geglaubt wurde, durch Beseitigung Schloisniggs, Raum für ihr eigenes Auftreten im Räte des Kaisers schaffen wollte<sup>46)</sup>. Ein sonst wohl unterrichteter Staatsmann jener Zeit erwähnt nichts davon, daß Marie Theresе Schloisnigg aus der Nähe des Kaisers verdrängt habe. Er weiß nur davon zu erzählen, daß der Rabinettsrat in Ungnade fiel durch sein ausschweifendes Leben, dem er sich in Gesellschaft der schönen Ballettänzerin Bigano hingab, derselben, die damals durch Einführung der

fleischfarbenen Trifots auf den Wiener Bühnen eine wahre Revolution bewirkte<sup>47)</sup>. Außerdem scheint sich Schloisnigg durch abfällige Bemerkungen über die herrschende Regierungsweise die Mißgunst des Hofes zugezogen zu haben<sup>48)</sup>. Durch den Tadel des Kabinettsrates mochte sich in erster Linie Graf Colloredo getroffen gefühlt haben, und er, der in Schloisnigg einen Rivalen seiner Macht erblickte, dürfte den vornehmsten Anstoß zu dessen Sturz gegeben haben.

Gerade aber dieser allmächtige Minißer mußte auf Schritt und Tritt erfahren, wie bedeutend der Einfluß der Kaiserin sei, ohne deren Unterstützung sich kein Staatsmann auf die Dauer in seiner Stellung zu behaupten vermöge. Zum nicht geringen Erstaunen der Welt hatte Franz unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Leopold nichts eiligeres zu thun gehabt, als Graf Colloredo, seinen ehemaligen Vfo, der wohl ein seiner Höfling und tüchtiger Erzieher war, von den Staatsgeschäften jedoch nichts verstand<sup>49)</sup>, zum Kabinettsminister zu erheben. Seinen eigenen Mangel an Erfahrung in den Geschäften hoffte er durch die Empfehlung des geistig hervorragenden Thuguts, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ausgleichen zu können<sup>50)</sup>. In der That horchte er auf Thuguts Wort, wie der Kaiser wieder seinen, von diesem Minister beeinflussten Ansichten getreu folgte. Dadurch, daß Franz zu Collorebos Weisheit unbegrenztes Vertrauen besaß und zu ihm wie zu einem Vater emporblickte, erlangte der neue Kabinettsminister alsbald eine Stellung im Staate, wie sie bisher vielleicht nur Kaunitz eigen gewesen<sup>51)</sup>. Allein der herrschsüchtige Colloredo fand seine Machtsphäre in jedem Augenblicke von dem Einflusse der Kaiserin bedroht, die er eben so wenig liebte, wie diese ihn<sup>52)</sup>. Er sah ein, daß, so



lange diese Gegnerin nicht in eine unbedingte Freundin verwandelt war, er immer um sein Ansehen besorgt sein müsse. Soll sie doch die Absicht gehabt haben, ihn zu verderben. Durch die Vermählung mit der Aja der Erzherzogin Louise, die es verstanden, sich vollkommen in das Vertrauen der Mutter ihrer Schülerin einzunisten, gelang es Colloredo, seine hochmögliche Feindin zu entwaffnen<sup>53</sup>). Von untergeordneter Stellung hatte sich Mme. Poutet, wie die Aja hieß, als Witwe eines österreichischen Offiziers durch ihre Schönheit, ihren Geist und angenehmen Talente bis zur erzherzoglichen Erzieherin emporgearbeitet<sup>54</sup>). In diese schöne Witwe, deren Geltung bei der Kaiserin Colloredo nicht entgehen konnte, verliebte sich der bereits hochbetagte Kabinettsminister<sup>55</sup>). Sie, die ohne Vermögen war, brachte ihm doch eine nicht zu unterschätzende Mitgift — die Neigung der Kaiserin. Colloredo brauchte nun nicht mehr jeden Schritt Marie Theresens mit argwöhnischen Blicken zu verfolgen. Er war nun derart bei Hof beliebt, daß, als ihn seine Gattin mit einem Sohne beschenkte, das kaiserliche Paar, zum Zeichen besonderen Wohlwollens, der Taufe desselben in der Hofkapelle persönlich beiwohnte<sup>56</sup>).

Durch die Verhältnisse, wie sie sich damals infolge des siegreichen Auftretens der französischen Republik gegenüber dem monarchischen Europa entwickelten, erhielt Marie Theresese Gelegenheit, auch in der auswärtigen Politik Österreichs eine Rolle zu spielen. Ihre eigene Mutter, Königin Maria Karolina von Neapel war es, die ihr hierzu den Weg wies. Es wird wohl behauptet, daß Maria Karolina schon bei der Verheiratung ihrer ältesten Tochter mit Franz daran gedacht habe, sie als Mittel zu gebrauchen, um Österreich und durch

daselbe auch andere Mächte in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich zu ziehen<sup>57</sup>). Man darf es jedoch bezweifeln, daß der Königin von Neapel ein solcher Gedanke schon im August 1790 vorgezeichnet habe, zu einer Zeit, wo die französische Revolution noch keineswegs nach außen hin aggressiv aufgetreten war. Sicher ist es dagegen, daß Maria Carolina 1798 sich aufs angelegentlichste durch ihre Tochter um die Hilfe ihres kaiserlichen Schwiegersohnes gegen Frankreich bewarb, nachdem Neapel zwei Jahre vorher im Streite mit dem siegreichen Bonaparte unterlegen war. Franz aber hatte nach dem unglücklichen Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797), von dem Thugut sagt, daß er durch „seine Schändlichkeit in den Jahrbüchern Oesterreichs Epoche machen wird“ vorläufig noch keine Lust, sofort wieder das Schwert zu ziehen. Nicht, daß man überhaupt einem Feldzuge gegen die Franzosen abgeneigt gewesen wäre, von denen man in jedem Augenblicke einen kriegerischen Angriff zu befürchten hatte. Es fehlte an der nötigen Kraft, um entscheidende Schläge zu führen, und deshalb wollte man sich vorerst sammeln. Hievon jedoch mochte Maria Karolina, von England irregeführt, nichts hören. Sie träumte nur von sofortigem Losschlagen, um die französischen Feinde zu vernichten. Rastlos fordert sie ihre Tochter auf, den Kaiser zum aktiven Eingreifen zu bereben; sie möge ihm sagen, wenn Neapel unterliegt, werde bald Oesterreich vom gleichen Schicksal ereilt werden<sup>58</sup>). Zu ihrem Schmerz kann ihr Marie Therese nur eine abschlägige Antwort übermitteln. Vergeblich hatte sich die Kaiserin bemüht, ihren Gatten zur Hilfeleistung zu bewegen; vergeblich hatte sie ihm alle Gefahren vor Augen geführt, die im Falle der Niederlage Neapels ihn und seine Völker unfehlbar bedrohen würden<sup>59</sup>).

An Thugut, der fest bleibt wie „ein Stein“, brechen alle ihre Vorstellungen<sup>60</sup>). Teuer mußte Maria Karolina ihren vorzeitig und ohne die Teilnahme Österreichs begonnenen Feldzug bezahlen. Ihr Land wurde von den Franzosen überschwemmt und der Führer der neapolitanischen Truppen, der österreichische General Mack, hatte sich in französische Gefangenschaft begeben müssen. Vielleicht würde Thugut richtiger gehandelt haben, wenn er den neapolitanischen Bundesgenossen nicht allein in den Krieg hätte ziehen lassen, und, einmal durchdrungen von der Überzeugung, daß man Frankreich zuvorkommen müsse, im Verein mit diesem Staate das Signal zum allgemeinen Kampfe gegeben hätte. Durch dies Zögern waren kostbare Augenblicke verfäumd worden und als man endlich doch zum Schwert griff, lag Neapel besiegt zu den Füßen der französischen Republik. Wohl gelang es dem Kardinal-General Ruffo<sup>61</sup>), mit seinen Truppen Neapel — von den Franzosen zur „Parthenopäischen Republik“ umgestaltet — wieder für das Königshaus zurückzuerobern. Als aber der unzuverlässige Paul I. von Rußland sich anfangs 1800 von der zweiten Koalition zurückzog, Bonaparte auf dem Schlachtfelde von Marengo (14. Juni 1800) einen entscheidenden Sieg errang und auch England den besten Freund Maria Karolinas, den Admiral Nelson, aus dem Mittelländischen Meere abberief, da fühlte sich die Königin in ihrem eigenen wiedereroberten Lande nicht mehr sicher. Nun faßte sie den Entschluß, sich nach Wien zu begeben. Ihre Tochter selbst hatte ihr schon im März 1799, für den Fall einer drohenden Gefahr, Österreich als Zufluchtsort angeboten<sup>62</sup>). Thugut, der Karolinen von jeher nicht hold gewesen, sie die „eingesessene Neugierde und Taktlosigkeit“ genannt hatte, die sich jedermann gegenüber zu einem

Fraubaſengeſpräch bereit finden werde, geriet in die größte Aufregung, als er von der Abſicht der Königin-Schwiegermutter hörte. Flehentlich bat er den Kabinettſminifter, er möge nur alleß beim Kaiſer und der Kaiſerin aufbieten, damit die Königin von Neapel nicht nach Wien komme, da er von deren Erſcheinen in der Hofburg nur Wirrniffe und Durchkreuzen ſeiner Pläne befürchte. Nicht früher wünſchte er ſie in Öſterreich erſcheinen zu ſehen, ehe nicht der Frieden geſchloſſen, über den eben damals mit Frankreich unterhandelt wurde. Von ihrer Anweſenheit in Wien beſorgte er, wie er ſagt, für die Angelegenheiten deß Kaiſers mehr Anſtände als von einer verlorenen Schlacht<sup>63</sup>). Dießmal aber war der Wille der Kaiſerin doch mächtiger als jener deß Miniſters. Er mußte ſich beugen, und Franz ſelbſt war eß, der ſich nach Schönbrunn begab, um die für ſeine Schwiegermutter gewählten Gemächer zu beſichtigen<sup>64</sup>). Der ſcharfe Gegenſatz, in den ſich Thugut bißher zu den Wünſchen der Kaiſerin rüdfichtlich der Behandlung ihrer Mutter geſtellt hatte, ſcheint ſchließlich den Miniſter um die Gnade Marie Thereſenß gebracht zu haben. Laut äußerte ſie dann auch ihre Freude darüber, alß — um dieß ſofort hier zu erwähnen — bald darauf Thugut, den der ohne ſein Wiſſen am 20. September 1800 geſchloſſene Waffenſtillſtand im höchſten Grade verletzete, vom Kaiſer in ſtürmiſcher Weiße ſeine Demiffion forderte<sup>65</sup>).

Mag Thugut auch im Rechte gewesen ſein, alß er Stellung gegen Maria Karolina nahm, ſo wird man eß trotzdem nur alß einen ſchönen Zug im Charakter der Kaiſerin betrachten müſſen, daß ſie ſich auß eifrigſte ihrer Mutter annahm. Beſtand doch zwifchen ihr und Maria Karolina ein ſo innigeß Einvernehmen, wie eß nur zwifchen Tochter und Mutter be-

stehen kann. Ihrer „*première tendresse*“, wie die Königin zuweilen die Kaiserin als ihre älteste Tochter nennt, giebt sie stets die liebevollsten Ratschläge, wie sie sich in ihrer „*grossesse*“ und als Wöchnerin zu benehmen habe. Es freut sie ungemein, daß sich Marie Theresese bei der Geburt der Erzherzogin Marie Louise vernünftig und mutig benommen habe. „Denn“ — schreibt sie ihr — „das unmäßige Wehklagen taugt zu nichts, lindert nicht den Schmerz, verursacht den Beistehenden nur Pein und Beunruhigung. Man muß sich das Übel gefallen lassen um das Glück zu haben, Mutter zu sein“<sup>66</sup>). Als Marie Theresese, bei der es fast jedes Jahr einen neuen Sprößling gab, sich einmal vor der Geburt ein Mädchen wünschte, weist sie die Königin deshalb in liebevoller Weise zurecht. Jeder Prinz, belehrt sie sie, sei eine Stütze für den Thron, mit diesen wisse man doch, was anzufangen, aber Prinzessinnen bereiten nur die Sorge, für sie einst eine passende Wahl zu treffen<sup>67</sup>). „Glaube mir“ — ruft sie ihr ein andermal zu — „daß, was ich Dir sage, mir eingegeben ist von der reinsten Bärtlichkeit, von dem alleinigen Wunsche für Dein Glück, das ich vor mein eigenes setze. Ich habe meine Laufbahn beinahe vollendet, Du beginnst erst die deinige; so liegt mir auch Deine Ruhe, Deine Ehre, Dein Ruf, Dein Wohlergehen mehr am Herzen als mein eigenes“<sup>68</sup>). Sie unterläßt es auch nicht, ihr Ratschläge für die Erziehung ihrer Kinder zu geben. „Ich bin durchdrungen“ — schreibt sie ihr 1796 — „daß es für das wahre Glück unserer Kinder nötig ist, sie ferne von der Welt zu halten. Nachdenken und Erfahrung haben mich von dieser Wahrheit überzeugt. Ich weiß wohl, daß dies auf Kosten unserer Eigenliebe geschieht. Aber unser erster Gedanke muß das wahre und dauernde Glück unserer Kinder

sein. Ich denke, daß wenn wir unsere Prinzessinnen streng und ohne Bekanntschaft mit Männern halten, sie keine Vergleiche anstellen können und darum jene liebenswürdig finden und sich an sie anschließen werden, die Gott ihnen beschieden haben wird“<sup>69</sup>). Auf solche Weise wurde zwischen Königin und Kaiserin ein lebhafter Verkehr gepflegt, der geeignet war, die gegenseitigen Gefühle für einander rege zu erhalten. Aber was die Ferne begünstigt, zerstörte nur all zu rasch die Nähe in ihrer rauhen Wirklichkeit. Seitdem Marie Theresie ihre Mutter nicht gesehen, war mit dieser infolge der vielen harten Schicksalsschläge eine nachteilige Wandlung vor sich gegangen. Die von Thugut an ihr gerügte Neugierde, Tactlosigkeit und Fraubasensucht machten sich in Wien mehr als je geltend, wovon die Früchte in erster Linie die Kaiserintochter selbst zu spüren bekam. In ihrer heftigen, leidenschaftlichen Art bringt Maria Karolina alles durcheinander. Sie, die einst so tapfere Frau, ist jetzt voll Angst vor den Franzosen, die sie schon in Wien zu sehen meint. „Sie machte mir heute“ — berichtet Marie Theresie dem im Lager weilenden Kaiser — „ein erschreckliches Interrogatorio, und wollte unter tausend Fragen vor allem wissen, wohin man beim Einmarsche der französischen Armee flüchten werde.“ „Ich weiß nicht, was sie will“ — fährt die Kaiserin fort — „und bitte Dich nur bald uns wieder zu vereinigen, denn ich werde sonst gequält. Sie hat vor mir befohlen, alle ihre Reisewagen bereit zu halten, sie fürchtet sich entsetzlich und zürnt sich über meine Calme<sup>70</sup>).“ „Sie ist völlig weg,“ — heißt es von der Königin in einem folgenden Briefe — „glaubt alles verlassen, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich auf Dich traue und mich nicht irre machen lasse, welches ihr, scheint mir,

nicht recht ist, sondern möchte mich ängstig und traurig sehen. Ich habe sie um Namen Gottes gebeten, nicht vor die Leute von naher Gefahr, flüchten, zu reden, denn sonst macht sie uns die Leute mißmutig. Sie macht wenigstens gestern und heute ihr Leben für sich, hat mir nichts befohlen wegen heute Nachmittag oder Abend, und die armen Schwestern müssen Trübsal blasen“ <sup>71</sup>).

Tief empfand Marie Theresese das Leid, das ihr ihre Mutter, mit der man „sehr behutsam“ sein müsse <sup>72</sup>), durch ihr Vorgehen bereitete. Sie fühlt sich bekümmert, daß die Königin ununterbrochen in sie dringt, um von ihr Staatsgeheimnisse zu erfahren. Aber wie sehr sie ihre Mutter auch als Tochter ehrt und liebt, so gelobt sie sich doch, ihr nichts zu verraten <sup>73</sup>). „Ich habe ihr“ — schreibt die Kaiserin an Franz — „klar gesagt, daß ich nie von Geschäften rede, weil mich das nichts angeht und ich keine Freude darin finde. — — — Ich bin so glücklich und trachte nicht um alles in der Welt, also höre ich nichts und mische mich in nichts und hoffe so in Deiner Abwesenheit, Deinen mir so heiligen Willen zu befolgen“ <sup>74</sup>). Man muß es anerkennen, daß sich Marie Theresese in dieser für sie so heiklen Situation, wo sie sich oft versucht fühlen mochte dem Drängen ihrer Mutter nachzugeben, als charakterfeste Frau bewies. Kein Wort von all dem, was ihr der Kaiser mitgeteilt, glitt über ihre Lippen. Ihre Briefe an Franz beweisen es aber zur Genüge, daß sie hinlänglich über alle Vorgänge unterrichtet war, um, wenn sie es gewollt hätte, die Neugier ihrer Mutter befriedigen zu können.

Aber auch sonst muß man der Kaiserin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich im Kriegsjahr 1800, wo es sich um das Heil des Staates handelte, energisch und ent-

Schlüssen erachte. Ihm war bekannt gewesen, daß sie den Vorwurf erhoben, sie sei zu sehr für Sündelereien in Anspruch genommen gewesen. In dem Momente, als Österreich von allen Seiten von den größten Gefahren bedrängt war, unterstützte sie Staatsmänner, die man in der schlechtesten Frau hat nicht vermutet hätte. Maria Theresia hätte aber auch seine Entlohnung für die Schicksale des Landes haben müssen, deren Kaiserin sie war, wenn sie sage, in der sich eben die Monarchie befand, sie sich und unbeschädigt gelassen hätte. Noch später veralteten sich aber die Vermuthungen, als Erzherzog Karl durch seine getriebene Geinntheit genötigt, das Oberkommando am 2. Februar 1800 wiedererlangte und Kran in Deutschland und Neapel in Italien den Oberbefehl über die verschiedenen Armeen übernahm. Als in seine Grundbesitzen wurde, erst Österreich erschüttert durch die vernichtenden Schlage, welche Bonaparte auf dem Schlachtfelde von Marengo (14. Juni 1800) gegen die kaiserliche Armee führte. Unter äußerst nachtheiligen Bedingungen ward von den Franzosen ein Waffenstillstand bewilligt, den Erzherzog Karl mit Rücksicht auf die herrschenden Verhältnisse noch als ein Glück bezeichnete. „Gott gebe uns nur den Frieden“ — rief er aus — „damit wir nicht daran denken müssen, mit Hab und Gut wegzugehen“<sup>75)</sup>. Thugut theilte diese Ansicht nicht und wollte von solchem Frieden nichts hören, noch weniger davon, daß Karl, den er als seinen Gegner betrachtete, neuerdings an die Spitze des Heeres berufen werde. Eine verhängnisvollere Wahl jedoch als die des jungen, in der Kriegsführung noch vollkommen unerfahrenen Erzherzogs Johann zum Oberkommandanten, konnte man gar nicht treffen. Ebenso verhängnisvoll war es, ihm in General Lauer einen Berater an die Seite zu geben,



der als Gründung der künftigen Maria Theresianischen Dynastie wick<sup>20</sup>), und von dem auch Erbkaiser Karl sagte: „daß er zur Befriedigung einer so wichtigen Forderung nicht der geringste Zugung bedürfe“<sup>21</sup>. Unter solchen Umständen, als das Volk und Besatzung der nächsten Grenzstädte angedrängt, entließ sich der Kaiser, sich selbst zur Armer nach Wien zu begeben, eintrübselt er aber mit eiserner Kugel zu reiten, andererseits um durch seine Anwesenheit dem Gorte das aller höchste und geistliche Vertrauen wieder zu geben. Maria Theresie scheint diesem Entschlusse des Kaisers nicht ohne ge-  
 rühen zu haben. Im letzten Briefe schreibt sie ihm: „Gott werde gewiß diesen Schritt ihres Gemahls segnen“<sup>22</sup>. Dem Kaiser selbst aber schreibt sie einen Tag nach dessen Abreise: „Ich will und kann Dir nicht genug sagen, wie betrübt ich bin, doch setze ich mich ruhig und wandelnd, um allen Seiten Rath einzusuchen“<sup>23</sup>. Mit Freude erzählt sie der Kaiserin, wie seit dem Abgange des Kaisers zur Armer, alles noch Vertrauen in die Zukunft blüht. „Man hört nichts von Gefahr oder Frieden sprechen“ — weiß sie ihm zu melden — „sondern Alle sind zufrieden und hoffen von Dir Alles Gute und sind Alle bereit, zu was man will“<sup>24</sup>. Ihr höchster Wunsch aber ist, daß Gott ihrem Gemahl beistehen möge und wenn „ge-  
 rührt“ werden muß, die „abscheulichen Franzosen“ einen rechten Schlag bekommen<sup>25</sup>. Man stand eben vor der Eventualität eines neuen Waffenengages. Am 10. September sollte der seit dem 28. August gekündigte Waffenstillstand zu Ende gehen. Nicht ohne Rührung kann man die Zeilen lesen, die Marie Theresie an diesem Tage, mit Rücksicht auf einen bevorstehenden Zusammenstoß, an den Kaiser richtet. „Der heutige Tag“ — lautet es im Briefe vom 10. September — „ist für mich der des Todes,

weil ich denke, daß der Dänenrückzug aus iß und vermuthlich morgen oder übermorgen angegriffen wird; ich bin heute wie unwohl, mein Herz vertraut auf Gott, allein zu wissen, zu denken, daß geraut wird und daß Du dabei bist, alles Dir wird zugeschrieben und Gott weiß wie ausgelegt wird, dieß macht mich so traurig, daß ich mich in mein Zimmer versperre, um Gott zu bitten und nicht mich denen Menschen zu zeigen, denn Keiner kann meine Empfindungen verstehen. Ich wollte gerne mit rauen gehen, konnte ich mit mein Blut Dich glücklich machen, auch fürchte ich, daß dieß Deine Abwesenheit verlängern wird und meine Sehnsucht nach Dir ist unbeschreiblich<sup>22)</sup>. Während aber Marie Theresie in dieser Weise schreibt, wird sie den Kummer nicht los, daß alle Welt in ihr die Hauptgegnerin der neuerlichen Verunsicherung Karls an die Spitze der Armee gewahre. Seit einiger Zeit war nämlich, entsprechend dem allgemein geheßerten Wunsche, wieder die Rede davon, an Karl das Oberkommando zu übertragen. Gerade, als man sich mit seiner Wiedereinsetzung beschäftigte, hatte Karl, ohne Ahnung hiervon, an den Kaiser die Bitte gelangen lassen, ihm zur Verhütung seiner Gesundheit die Reise nach dem Rade Bormont zu gestatten<sup>23)</sup>. Er glaubte diese nur um so eher unternehmen zu können, als ihm, wie er selbst sagt, der Kaiser hiebei mit seinem Worte angedeutet hatte, daß man seiner wieder bedürftig werde<sup>24)</sup>. Diejenigen aber, die von diesen intimen Vorgängen keine Kenntnis hatten, noch haben konnten, an Erzherzog Karls Verunsicherung jedoch sich wie an den letzten Rettungsanker klammerten, flagten die Kaiserin laut und offen der Tyrannie gegen ihren Schwager an. In der That herrschte damals die Meinung vor, daß Königin Carolina von Neapel Karl wegen seiner ausgesprochenen Friedensliebe haße und ihre Tochter mit denselben Empfin-

dungen gegen den Erzherzog zu erfüllen verstanden habe<sup>85</sup>). Marie Theresie lehnt sich aber aufs entschiedenste gegen jeden derartigen Verdacht auf. „Alle Leute“ — sagt sie dem Kaiser — „sind über mich Unschuldige äußerst aufgebracht, weil sie Alle glaubten, daß Karl zu Dir komme; die gestrige Ankunft des Collorebo, in welchem Hause geschwaht muß seyn, macht Allen glauben und sagen, daß Karl nicht zur Armee gehn will, weil ich es nicht will und seine Feindin bin, die Leute sein toll über mich und reden nicht angenehm, ich bin unschuldig und Du weißt, daß ich mich in nichts mische und ich rede vielleicht zu viel aus Liebe für Dich<sup>86</sup>).“ Marie Theresie vermutet, daß die Umgebung Karls die Reise nach Pyrmont absichtlich erdacht habe, um ihn zu hindern, einem allenfälligen Rufe des Kaisers zu folgen. „Ich fürchte“ — meint sie nämlich — „daß hier verrathen wurde Dein Gedanke, ihn vielleicht zu Dir kommen zu lassen und das theils um dies zu hindern, theils aus Angst, daß in Böhmen müßte gerauft werden und die bei ihm sein, Pulver riechen müßten, man die Reise nach Pyrmont erfunden hat, welche im jetzigen Augenblick sehr unschicklich scheint. Auch wurde gestern hier sehr frohlockend darüber gesprochen. Du solltest den C. . .<sup>87</sup>) und den andern als noch riegelsame Leute in die Linie dienen lassen und Du würdest sehen, daß Karl gesund wäre. Die Leute sind hier gar toll, wegen meiner ist es das mindeste, wenn sie mich auch todt schlagen, Geduld, aber ich wünsche das Gute und sage Dir, wie die Sachen sind<sup>88</sup>).“ Doch die Kaiserin befand sich im Irrtum, wenn sie meinte, daß die Krankheit Karls nur fingiert sei. Der Erzherzog war wirklich leidend und ihm die Pyrmonter Kur vom Arzt verordnet worden<sup>89</sup>). Nicht seine Schuld, war es, wenn die Leute da-

mals zum Beweise dafür, daß man nur auf den Rat der Kaiserin nichts von ihm wissen wolle, anführten: wie er im Stande sei nach Pyrmont zu reisen, so könnte er sich ja wohl auch zur Armee begeben<sup>90</sup>). Indem Marie Theresie dem Kaiser nochmals den allgemein dringenden Wunsch der Bevölkerung nach der Verufung Karls ans Herz legt, bittet sie ihn gleichzeitig, ihm die Fahrt nach Pyrmont, der angeführten Gründe halber, nicht zu gestatten. „Die Leute“ — jagt sie dem Kaiser — „sind Dir so dankbar und bereitwillig alles zu thun, aber nur der Karl, es ist nur eine Stimme, wenigstens erlaube ihm nicht nach Pyrmont zu gehen, denn da fürchte ich mich hier. Verzeihe diesen langen Witsch, es ist nicht um zu intriguierten oder wem zu schaden, aber aus wahrer Liebe zu Dir und Wunsch des Guten, daß ich es Dir schreibe, ich habe seit gestern Thränen genug vergossen, allein alles dies ist nichts, denn ich weiß meine Unschuld, welche frühe oder späte an das Licht kommt<sup>91</sup>).“ Je mehr aber die Kaiserin sich frei von jeder Intrigue gegen den Erzherzog weiß, desto weniger wird sie den Gedanken los, daß Karl, dem eine persönliche Kränkung zugefügt worden, sich aus diesem Grunde krank stelle und das Kommando nicht übernehmen wolle. Diese Überzeugung vermag jedoch nicht die Erkenntnis zu hindern, wie es für das Beste des Staates dringend nötig wäre, wenn Kaiser und Erzherzog öffentlich durch eine Zusammenkunft ihre guten Gesinnungen für einander bekunden würden. „Was ich sehnlichst wünsche“ — lautet es in einem ihrer Briefe an Franz — „ist, daß Du Karl zu Dir kommen läßt, ihn nur siehst, damit die Leute überzeugt werden, daß Du nichts gegen ihn hast. Der von ihm zu Dir geschickt wurde, soll hier bei seiner Schönen gesagt haben: Der Erzherzog wäre nur zum Schein krank

und er ginge gewiß und würde nie mehr zur Armee gehen. Diese Person, welche von Heidelberg ist, sagte es wieder weiter; wenn dies wahr wäre, verdienen diese Leute eine bessere Wohnung in einer Festung. Ich wünsche von Herzen, daß man diese Geschichte von der letzten Krankheit des Karl näher untersuchte, denn es ist wer von Prag gekommen, der sagte, er sehe unvergleichlich aus und scheine (soll wol heißen: sehe) nicht krank aber traurig aus<sup>92</sup>).“

Während dieser Vorgänge erhielt Marie Theresie vom Kaiser die Nachricht, daß der Waffenstillstand verlängert worden. Sie, die vermeinte, daß die Truppen ihres kaiserlichen Gatten mit den Franzosen schon handgemein geworden, war außer sich vor Freude über diese Nachricht. „Beste liebster Mann“ — schreibt sie dem Kaiser am 12. September — „aus dem Grab hätte mich auch Dein heutiger lieber Brief vom 9. aufgeweckt, da ich aus selbstem den verlängerten Waffenstillstand ersehen habe, ich versichere Dich, mir wurde fast übel vor Freude. Denn ich sagte es und zeigte es nicht, aber ich fürchtete mich erschrecklich und dies kümmerte mich nicht wenig. Gott und seine wunderthätige Mutter haben uns sicher geholfen, denn als ich sie so um Hilfe anrief, wurde ich völlig wie getröstet und ich glaube, wir haben ihrer Fürbitte alles zu verdanken, auch wenn alles völlig sicher ist, so muß ihr zur Ehre eine Andacht anstellen<sup>93</sup>).“ In der Stille ihres Herzens wünscht sie wie Tausende mit ihr, daß allem weiteren Blutvergießen ein Ende gemacht und endlich Friede geschlossen werde. „Ich bekenne“ — heißt es in ihrem Briefe — „ich glaube, daß Frieden wird, denn erstens Moreau würde nicht den Waffenstillstand verlängert haben, wenn er nicht von Bonaparte den Befehl hätte und Bonaparte wird nicht wollen vor dem Volke, so

Frieden wünscht, diese Verantwortung von Krieg auf sich nehmen, also hoffe ich alles und vertraue auf Gott, ich will gerne alles leiden und noch mehr, wenn Du nur, der beste aller Männer, glücklich bist<sup>94</sup>).“ Ihre durch die Friedensausrichten bewirkte gute Stimmung läßt sie sich auch nicht durch die verschiedenen Gerüchte vergällen, wie sie damals in Wien kursierten. Sie hält es jedoch für ihre Pflicht, dem Kaiser über alles, was sie wahrnimmt, getreulich Bericht zu erstatten. So bilden ihre diesbezüglichen Mitteilungen einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte. „Die Leute, die es wissen (denn es ist noch nicht allgemein bekannt)“ — schreibt sie rücksichtlich des Waffenstillstandes — „sind in der größten Freude und Hoffnung des Friedens, welchen sie Dir allein verdanken, die Guspfler, (soll wol Distler bedeuten) und Gegenfüße müssen schweigen, nur über Bellegarde<sup>95</sup>) sein sie sehr betrübt, sie wünschen sehnlichst den Kray oder (Johann) Richtenstein in Italien, der Karl ist noch immer das Verlangen, welches sich aber legt, wenn Hoffnung auf Frieden ist, sie sagten auch, daß Thugut den Befehl hätte, sich bereit zu halten, um zu Dir alle Augenblicke kommen zu können, und wenn das geschieht, so glauben sie alles wieder verloren, dieses sind die gewöhnlichen Dummheiten, welche mir keinen Eindruck mehr machen<sup>96</sup>).“ In jedem ihrer Briefe weiß sie dem Kaiser von dem Jubel zu erzählen, der überall wegen des bevorstehenden Friedens herrsche, wie anderseits aber alles von Eifer beseelt sei, falls es doch wieder zum Schlagen kommen sollte. Wie beglückt sie nicht die Wahrnehmung, daß die Wiener mit dem besten Willen daran gehen, der Aufforderung des Kaisers zu Geldbeiträgen und zur Ausrüstung eines Freicorps zu entsprechen. Marie Theresie ist entzückt,

Alle bereit zu sehen, in opferwilligster Weise ihr Hab' und Gut „bis auf ihr Hemd“ herzugeben<sup>97</sup>). „Die Leute sind hier“ — schreibt sie am 15. September — „in der größten Ruhe und Freude, es kommt sehr viel Geld und Männer zur Errichtung des Freicorps, daß Freude macht, den guten Willen zu sehen. Der Befehl an der Armee, so in der letzten Zeitung gedruckt wurde, hat allgemeinen Jubel verursacht, sie sagen, recht, jetzt werden die Spitzbuben gestraft und alles gut gehen. Du würdest Freude haben, die Leute hier zu sehen, wie sie gut und theilnehmend thätig sind, nun soit laus Deo, nicht griffeln (sic) und sie sagen, erst jetzt handelt der gute Herr nach sein Kopf und Herz, wie es gleich anders geht. ich sage Dir die Sachen, wie sie sein, ohne schmeicheln<sup>98</sup>).“ Für sie ist es klar, daß der Kaiser nichts besseres hätte thun können als sich selbst zur Armee zu begeben, um dort durch die Autorität seiner Persönlichkeit Ordnung zu schaffen. „Ich danke dem Himmel täglich, daß Du selber hinausgegangen“ — apostrophiert sie ihren Gatten — „denn das giebt Muth und neues Leben der Armee und hat hier alles umgeändert, und ins Gute. Für mich ist es sehr traurig und schmerzhaft von Dir entfernt zu sein, allein weil es für das Gute ist, so opfere ich es Gott und leide es gerne<sup>99</sup>).“ Ihr Wunsch, den Kaiser bald zu sehen, sollte sich wohl erfüllen, da sich Franz nach der Konvention vom 20. September, die den Waffenstillstand auf weitere 45 Tage verlängerte, nach Wien zurückbegab. In der qualvollen Ungewißheit, ob die Waffen weiter ruhen werden oder es von neuem zum Schlagen kommen werde, schreibt die Kaiserin gerade am 21. September, als Franz schon auf der Heimreise begriffen war, folgende bezeichnende Worte an diesen: „Ich kann nicht

glauben, daß Krieg wird, soll es aber so sein, so ist alles bereit, sein letzten Blutstropfen für Dich herzugeben, ich wünschte ein Mann zu sein und der erste für Dich fechten zu gehen<sup>100</sup>).“

Durch die Rückkunft des Kaisers war wohl Marie Theresens Sehnsucht nach dessen Heimkehr gestillt. Aber deswegen war sie noch weit entfernt davon, auch ihr anderes, nicht minder lebhaftes Verlangen nach dem Friedensschluß befriedigt zu sehen. Erst mußte sie noch den Schmerz erleben, daß Erzherzog Johann durch Moreau bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) eine furchtbare Niederlage erlitt, die Oesterreich dem Feinde fast wehrlos auslieferte. Mittlerweile hatte Karl wieder das Oberkommando übernommen, aber zu spät. Auch er konnte mit so derouten Truppen, wie er sie jetzt nach Hohenlinden befehligte, nichts ausrichten. Sein einziges Heil suchte er im Abschlusse eines Waffenstillstandes, ohne dessen Zustandekommen die Monarchie verloren war. Nachdem es Karl gelungen war, Moreau zu diesem Fehler zu verleiten<sup>101</sup>), sollte sich kurz darauf auch der Kaiserin Hoffnung auf Frieden, wie er am 9. Februar 1801 in Lunéville zu stande kam, erfüllen. Nun galt Karl als Retter des Staates. Alle wetteiferten, ihm ihren Dank zu bezeigen. Marie Theresen umarmte ihren Schwager öffentlich bei der Hofafel zum Zeichen, wie unwahr es sei, daß sie gegen ihn je Gefühle des Hasses oder der Abneigung gehegt hätte<sup>102</sup>). Auch zwischen dem Kaiser und seinem Bruder schien für immer jede Differenz beigelegt und gewiß war man berechtigt, von diesem einträchtigen Zusammengehen die segensreichsten Folgen für die inneren Verhältnisse der Monarchie zu erwarten. Wenn jedoch unter dem Eindruck dieser Vorgänge damals ein Zeitgenosse ausrief: „Welch glücklicher Wechsel! Möchten doch endlich aufgeklärtere und besser



gefinnte Minister die Schritte eines Fürsten lenken, der Gutes leisten würde, wofern er nicht von Bösen, Unwissenden und feigen Schmeichlern umgeben wäre<sup>108</sup>)!" so sollten sich diese frommen Wünsche sehr bald als vergebliche erweisen. Sieht man von der Thätigkeit Erzherzog Karls für die Armee ab, so blieb alles beim Alten. Colloredo und Kolowrat, beide unfähige Männer, übten weiter ihren schädlichen Einfluß. Um ihre Macht zu behaupten, schmeichelten sie bei jeder Gelegenheit den intimeren Günstlingen des kaiserlichen Hofes<sup>104</sup>). Man hatte wirklich aus den Mißgeschicken der letzten Jahre nichts gelernt, und wer näher zusah, dem war es klar, daß man neuerdings einer Katastrophe entgegen sehe, wie denn eine solche auch in der That später um das Jahr 1805 erfolgte.

Inzwischen, nachdem infolge des Friedensschlusses die Ruhe eingelehrt und alles ins alte Geleise zurückgekehrt war, widmet sich Marie Theresese wieder ihren früheren Beschäftigungen. Sympathisch berührt es, sie in ihrem engeren Kreise als liebende Gattin walten zu sehen. Wie sie sich stets des Kaisers „zärtlichste und getreueste Frau und Freundin“ nennt<sup>105</sup>), so hält sie es auch nicht unter ihrer Würde als seine „Wirtschafterin“ für seine „Garderobe“ besorgt zu sein<sup>106</sup>). Weilt sie nicht bei ihm, so versichert sie ihm, keinen anderen Wunsch auf Erden zu kennen, als ihm stets zu beweisen, wie innig sie ihn liebe. „Die Blumen und Kräuter verwelken“ — schreibt sie ihm einmal — „aber meine Liebe und Zärtlichkeit wird immer stärker und ich bis ins Grab verweilen Deine getreueste und zärtlichste Gemahlin Theresese.“ Alles will sie gerne erdulden, nur um nicht lange vom Kaiser getrennt zu sein „denn“ — fügt sie hinzu — „ich liebe dich zu sehr<sup>107</sup>).“ Nichts freut sie und alles scheint ihr um sie her öde und tot zu sein, so lange er

ferne von ihr weilt<sup>108</sup>). Traurig stimmt es sie, als sie zum erstenmal nach 14 Jahren am 6. Juni 1805 ihren Geburtstag allein verbringen muß<sup>109</sup>). Man glaubt eine Bürgerliche und keine Fürstin reden zu hören, wenn Marie Theresie den damals in Prag weilenden Kaiser wie „eine indiscrete Bettlerin“ bittet, er möge ihr aus der böhmischen Hauptstadt nach seinem Geschmack ein Kleid und eine Haube oder Hut bestellen „nur um zu sehen, wie die Mode drinn ist<sup>110</sup>).“ Langen nun gar diese ersehnten Toilettesachen ein, ist sie voller Freude darüber. „Unterdessen habe ich heute“ — meldet sie dem Kaiser — „mit dem Postwagen das Kleid und Hut bekommen, wofür ich Dir tausendmal danke, es gefällt mir ungemein und steht recht gut; weil es von Dir kommt, freut es mich doppelt, ich werde damit paradien am Sonntag<sup>111</sup>).“ Aus all dem Angeführten erhält man den Eindruck, daß Marie Theresie, der es an Herz und sonstigen guten Eigenschaften nicht mangelte, sich unter ernster Führung leicht zu einem tüchtigen Charakter hätte ausbilden können, dem ein günstiger Einfluß gewiß nicht versagt geblieben und der stark genug gewesen wäre, die niedrigen Schmeichler, die dem Staate soviel Unheil zufügten, weit von sich zu weisen. Wie berechtigt diese Annahme ist, zeigt sich am augenscheinlichsten darin, daß sie manchmal den Anlauf nimmt, sich auch mit ernsteren Dingen zu beschäftigen. Zuweilen liest sie. Malerei und Musik bilden ihr Lieblingsvergnügen<sup>112</sup>). Aus Mannheim läßt sie sich von einem dortigen Buchhändler stets mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete gemalter Blumen versorgen<sup>113</sup>). Leider bleibt all dies nur ein Versuch, weil es ihr an der nötigen Ausdauer und Kraft zu segensreicherer Thätigkeit fehlt. Überhaupt offenbart Marie Theresie in ihrem Wesen die verschiedensten

Kontraste, die alle als ein Produkt ihrer Erziehung betrachtet werden dürfen. Dies zeigte sich auch in ihrer Stellung als Mutter. Man möchte es fast nicht glauben, daß diese stets zu den heitersten und lustigsten Einfällen geneigte Frau, ihren Kindern gegenüber mit Strenge walten konnte. Von der Überzeugung ausgehend, daß ein tüchtiger moralischer Charakter das wesentlichste Erfordernis sei, rügt sie es gehörig, wenn ein Erzherzog oder eine Erzherzogin sich ein Vergehen zu Schulden kommen läßt. Kronprinz Ferdinand bekommt Hausarrest und wird tüchtig ausgescholten, weil er einmal faul war<sup>114</sup>). „Leopoldine“ — schreibt sie ein andermal von ihrer Tochter — „ist heute im Profosß, weil sie gar nicht lernen wollte<sup>115</sup>).“ Trotz dieser Strenge überläßt sie einem Stefano, den sie selbst ein „altes Weib“ nennt<sup>116</sup>), die Leitung Erzherzog Ferdinands. Ebenso wenig zeigt es von Konsequenz, daß sie, die die Unaufmerksamkeit ihrer Kinder rügt, diesen doch wieder gestattet, an ihren Spielen und sonstigen den Geist zerstreuen den Unterhaltungen teilzunehmen<sup>117</sup>).

Während in dieser Weise das, man möchte fast sagen, von einem echt patriarchalischen Zug durchwehte Familienleben der Kaiserin dahinfloß, waren politische Ereignisse eingetreten, die deutlich verkündeten, daß man sich nicht mehr für lange der Ruhe, wie man sie seit dem Lunéville Frieden genoß, erfreuen werde. Am Hofe machte sich wieder eine stark kriegerische Richtung geltend, die sich gegen Napoleonkehrte. An der Spitze dieser kriegerischen Partei stand der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Ludwig Cobenzl, der sich niemals an die Idee gewöhnen konnte, Österreich nicht mehr die erste Rolle wie in früheren Jahren spielen zu sehen. Von geheimer Wut gegen Napoleon erfüllt, der ihn oft er-

niedrigt hatte, ist Cobenzl doch zu sehr Diplomat, um ohne einigermaßen verlässliche Stützen seinem Hasse gegen den Machthaber an der Seine ungehindert die Zügel schießen zu lassen. Seine ganze Politik zeigt daher ein fortwährendes Schwanken zwischen friedlicher und kriegerischer Stimmung. Angelockt durch den Schutz Rußlands, das mit Frankreich zerfallen, Österreich zum Kriege gegen Napoleon verleiten will, erlangen schließlich die Rachegefühle in Cobenzls Seele die Oberhand. Schon anfangs März 1804 sucht er Karl für den Feldzug gegen Frankreich zu gewinnen<sup>118</sup>). Davon mag jedoch der Erzherzog, der für die Erhaltung der Monarchie einen längeren Frieden für nötig hält, nichts hören. Ungeachtet seines Einspruches und ohne sein Wissen wurde bald darauf im tiefsten Geheimnis am 6. November 1804 zwischen Rußland und Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, das als die Grundlage der dritten Koalition gegen Napoleon betrachtet werden kann. Wir wissen nicht, ob Marie Theresese von diesen geheimen Vorgängen, die demnächst störend in ihr bisher ruhig verlaufendes Dasein eingreifen sollten, sofortige Kenntnis erhalten habe. Nach der Angabe eines verlässlichen Zeitgenossen, hätte der Kaiser seine Gattin eben jetzt von jeder Anteilnahme an den Staatsgeschäften aufs entschiedenste ausschließen wollen<sup>119</sup>). Auch besitzen wir von ihr keine Briefe aus dem Jahre 1804, denen eine Kunde über ihre etwaige politische Wirksamkeit gerade in diesem wichtigen Abschnitte zu entnehmen wäre. Sie selbst behauptet ja, daß sie sich nicht um die Politik kummere. Dies hindert sie freilich nicht, dem Kaiser ihre Ratschläge zu erteilen. Als nämlich die Rede davon ist, daß durch den Beitritt Preußens zur Koalition der Friede erhalten bleiben werde, erhebt sie in nachdrücklicher

Weise ihre Stimme gegen eine Versöhnung, die nur für den Moment Ruhe gewähre. „Hier spricht man allgemein“ — schreibt sie am 24. September 1805 dem Kaiser — „daß Frieden wird, indem Preußen auch mit uns haltet. Wollte es der Himmel, aber einen standhaften, soliden, nur keine Vandlerei, um hernach uns auf den Leib zu gehen mit allen Kräften, was ich bekenne jetzt zu fürchten<sup>120</sup>).“

Ihre etwaige Besorgnis, daß man sich mit Napoleon in einen wenig verlässlichen Ausgleich einlassen könnte, sollte sich nicht erfüllen. Zum Unheil Österreichs ward der Krieg beschlossen. General Mack, dem die Führung der Armee anvertraut wurde, erwies sich in jeder Beziehung als unfähiger Feldherr. Er träumte nur von Siegen, die er schon fest in seinen Händen zu halten vermeinte. Aber während er noch von der fixen Idee beherrscht war, Napoleon vernichten zu können, hatte ihn dieser schon in Ulm eingeschlossen, und gezwungen, sich zu ergeben (Oktober 1805). Marie Theresе ersparte sich eine herbe Enttäuschung, als sie von Anfang an die in Wien auftauchenden Gerüchte von einem Siege Macks über Napoleon in Zweifel zog und sich über diese Nachricht nicht früher freuen wollte, ehe sie ihr nicht als sicher bestätigt werde<sup>121</sup>). Zu ihrem Schmerze sollte sie bald erfahren, daß die deutsche Armee unter Mack wirklich vernichtet worden. Die Gewißheit der Niederlage verbreitete um so größeren Schrecken als man nur auf Erfolge gerechnet hatte. Wieder tauchte wie 1800, die Gefahr einer Invasion Wiens auf; denn seit der Bewältigung Macks stand der Weg ins Herz der Monarchie offen vor Napoleon. Laut äußerte nun das Volk seinen Unwillen über jene, die es als die Urheber des Krieges ansah. Für Marie Theresе, die damals, wie sie sagt, traurig

und verlassen in Hegen Dorf weilte<sup>122</sup>), war es jedoch ein großer Trost, als sie in Wien, wohin sie sich für kurze Zeit begeben, nicht jenen Kleinmut fand, von dem man ihr gesprochen. „Heute früh“ — schreibt sie am 29. Oktober 1805 dem Kaiser — „bin ich in die Stadt gefahren, wo alles vollen guten Muths ist und bereit, sich zu schlagen; die gestrige Proclamation, welche wirklich ich und jeder ohne Thränen nicht lesen konnte, machte besonders guten Eindruck, ich beschwöre Dich und bitte Dich, glaube meinen Worten, die Leute sind gut und wollen sich schlagen. Stahl<sup>123</sup>) sagte mir gestern: sie wären gleichgültig und zufrieden mit allem, was geschehen möge, glaube dies nicht, ich traue mir, es ihm ins Gesicht zu sagen. Ich weiß nicht, was er will<sup>124</sup>).“ Aber diese Zuversicht schwand wieder schnell, als die Franzosen unter Murat in Hütteldorf lagerten und mit übereilter Hast bei Hofe öffentlich gepöbelt wurde um die Residenz zu verlassen. Auch die Kaiserin traf in aller Stille Vorbereitungen, um einen Teil ihrer Familie nach Ofen zu senden<sup>125</sup>). Sie aber begab sich mit Erzherzogin Leopoldine nach Mähren, in dessen Hauptstadt Kaiser Franz sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Ihr Gemüthszustand war ein sehr düsterer. „Gesund bin ich von Körper“ — ruft sie aus — „aber nicht von der Seele<sup>126</sup>).“ In ihrer Bedrängnis, daß es, wie sie vom Leibarzt Stifft erfährt, bei Brünn zu einem Zusammenstoß kommen werde, rüstet sie sich zu einer Wallfahrt auf den heiligen Berg bei Olmütz. „Ach Gott“ — heißt es in ihrem Briefe — „morgen wird gerauft, mein Herz sagte es mir, denn ich gehe morgen meine Andacht verrichten und dann später auf den heiligen Berg. Beten werde ich für Dich, für unsere guten Leute, für die gute Sache, aber zittern werde ich den ganzen Tag. Schone Dich, aber

sei gutes Muths, Gott verläßt uns nicht<sup>127)</sup>." Zur Besserung dieser gedrückten Stimmung, in welcher sich Marie Theresie befand, konnten freilich die Unannehmlichkeiten nicht beitragen, die ihr durch den in Ofen weilenden Theil ihrer Familie bereitet wurden. Von dort hörte sie nichts als von Eifersüchteleien und Zwistigkeiten, mit denen sich die Aja der Erzherzogin Marie Louise, Gräfin Colloredo, und der Ajo des Kronprinzen Ferdinand, Baron Stefaneo, gegenseitig befehdeten. Die Kaiserin war empört über die „Konfusion“, welche dadurch hervorgerufen wurde und unter der ihre „armen Kinder“ zu leiden hatten<sup>128)</sup>. Am meisten aber erzürnte es sie, als sie erfuhr, daß die Aja zur Förderung ihrer Sonderinteressen, die Erzherzogin Marie Louise zum Intriguieren und zur Führung heimlicher Korrespondenzen verleitet habe, „wofür“ wie die Kaiserin sagt — „ich mir vornehme, ihr (der Erzherzogin) tüchtig den Kopf zu waschen und unter schärfster Strafe zu verbieten<sup>129)</sup>.“ Rasch entschlossen erteilte Marie Theresie dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph, die Vollmacht, die Gräfin Colloredo von ihrem Posten zu entfernen und Marie Louise der Obforge der Frau Francisca von Faber zu übergeben. Es scheint jedoch nicht, daß dies Vergehen die alleinige Ursache war, wodurch die Colloredo um die Gunst der Kaiserin kam, von der sie ja bis dahin mit allen Zeichen des Vertrauens überhäuft worden war. Ihr Vorgehen gegenüber der Erzherzogin mag wohl den erwünschten Anlaß zu ihrer Beseitigung geboten haben, in Wirklichkeit müssen aber andere, weit ernstere Ursachen den Sturz der Gattin des Kabinettsministers bewirkt haben. Denn es ist gewiß kein Zufall, daß dieser gleichzeitig mit dem ihres Mannes, des bisher allmächtigen Kabinettsministers, erfolgte. Indem

die allgemeine Stimme sich gegen diesen Günstling des Kaisers, als den Urheber der jüngst erfolgten Niederlage, auflehnte und auch Napoleon, mit dem man eben über den Frieden unterhandelte, bei jeder Gelegenheit in heftiger Weise gegen die Gräfin Colloredo loszog<sup>180</sup>), wird es Franz für nötig gehalten haben, den Minister samt seiner Gemalin aus ihren Vertrauensposten zu entfernen. Sagt ja Marie Theresese selbst, daß das Ehepaar schon längst seiner Wege hätte gehen sollen<sup>181</sup>). Für den Grafen und die Gräfin aber war ihre Entlassung ein kaum zu verwindender Schlag und nur mit Thränen in den Augen vermochte Colloredo davon zu sprechen<sup>182</sup>). Er konnte gar nicht begreifen, womit er sich eigentlich die kaiserliche Ungnade zugezogen habe. „Was habe ich denn gethan?“ fragt er in fassungslosem Tone die Tante des Kaisers, Erzherzogin Elisabeth, worauf diese kurz und bündig entgegnete: „Sie haben vom Kaiser alle Rathgeber fern gehalten<sup>183</sup>).“ Der Jubel, mit dem sein Sturz begrüßt wurde<sup>184</sup>), hätte ihm wohl einige Aufklärung über die Veranlassung zu seinem Falle geben müssen; er hätte ihm sagen können, daß wichtige Bedenken dringend seine Entfernung erheischten. In der That, so lange Colloredo und dessen Gattin in ihren einflußreichen Stellungen verblieben, konnte von der so erwünschten Beruhigung der Gemüther nicht die Rede sein. Aber auch die friedlichere Richtung, die um diese Zeit für einen Moment die Oberhand erlangte, erforderte es, daß das gräfliche Ehepaar dem französischen Herrscher zum Opfer gebracht werde<sup>185</sup>). Sehnte Franz sich auch nach dem Frieden und knüpfte zu diesem Behufe mit Napoleon Unterhandlungen an, so war er doch keineswegs geneigt, auf die harten Bedingungen seines Besiegers einzugehen. Hierin bestärkte ihn sein russischer Verbündeter Alexander I., dessen Kriegseifer



noch immer nicht gedämpft war und der sich von dem Gedanken, Napoleon zu demütigen, nicht trennen konnte. Neuerdings sollte über das Schicksal der Monarchie das Glück der Waffen entscheiden. In dieser schweren Stunde war es für die Kaiserin, die mit Bangen den kommenden Ereignissen entgegen sah, ein wahrer Trost, einem Briefe des Kaisers erfreuliche Nachrichten über die Treue und Anhänglichkeit Wiens zu entnehmen, wo seit dem 13. November ein französischer General im Namen Napoleons herrschte. „Mein Herz und meine Hand“ — schreibt sie am 1. Dezember an den Kaiser — „zittert vor Freude über alles, was er (der Brief) mir sagte von denen guten und braven Wienern, welche ich immer liebte und welche gewiß erkennen werden, was Du für sie thust, wenn sie hören, daß Du selbst an der Spitze der Armee für sie stehst<sup>186)</sup>.“ Doch die Freude, die sie über solche Mitteilungen empfindet, ist nur von kurzer Dauer. Gleich wieder stürmen Kummer und Sorgen auf sie ein, die sich aufs höchste steigern, als sie vom Kaiser die Kunde vom unglücklichen Ausgange der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember) erhält. Napoleon hatte an diesem Tage den glänzendsten Sieg über die vereinte russisch-österreichische Armee errungen. Nun durfte die Kaiserin nicht länger in Olmütz bleiben. Wie leicht hätte sie da von den herumschwärmenden Franzosen abgefangen werden können. Sogleich nach der verlorenen Schlacht hatte ihr Franz die Weisung zukommen lassen, sich nach Teschen zurückzuziehen. Die Antwort, welche Marie Theresie noch vor ihrem Aufbruche von Olmütz aus an den Kaiser richtete, gewährt ein anschauliches Bild von der Stimmung, in welche sie die Hiobspost versetzt hatte. „Wie mein Herz ist“ — lautet der Brief vom 3. Dezember — „das kann Dir Gott allein sagen,

ich gehe auf der Stelle weg, um Dich zu beruhigen, aber wie? krank mit dem Fieber. Seit gestern liege ich im Bette, allein ich vergesse auf alle meine Leiden, nur um auf Dir zu denken. Wie wirst Du sein, wo, um Namen Gottes schicke mir bald Nachrichten von Dir, mache, daß ich nicht von Dir getrennt werde, lasse mich kommen näher zu Dir. Ich leide unaussprechliche Marter. Gott, wie ist dies geschehen?<sup>137)</sup> Tief erschüttert und von Verzweiflung über die Niederlage erfüllt, rafft sie sich doch sofort auf und findet noch die Kraft in sich, ihrem schwer geprüften Gatten Worte der Ermunterung zuzurufen. „Verliere nicht den Muth“ — sagt sie ihm — „es kann sich noch alles richten. Gott verläßt uns nicht<sup>138)</sup>.“ Mit Zustimmung des Kaisers begab sie sich nicht nach dem von Menschen überfüllten Teschen, sondern nach Friedek, wo sie, fieberkrank und von heftigen Kopfschmerzen geplagt, nach einer auf schlechten Wegen zurückgelegten 17 stündigen Fahrt eintraf und im Schlosse des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen Aufenthalt nahm. „Ach Gott“ — schreibt sie unmittelbar nach ihrer Ankunft dem Kaiser — „das Opfer ist vollbracht und für Dich mit Freuden, allein, da ich Dein gutes Herz kenne, so bin ich überzeugt, daß, wenn Du die Umstände alle gewußt hättest, Du mich sicher nicht hier so weit geschickt hättest. Nicht um mich zu rühmen, aber um dir zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe und gehorche, so kann ich Dir sagen, daß, um Dich nicht wegen meiner in Verlegenheit zu setzen, ich mich aufgeopfert und hierher gekommen bin<sup>139)</sup>.“ Indem sie dem Kaiser neuerdings Mut zuspricht, unterläßt sie es nicht, ihn zu bitten, daß er sie zu sich kommen lassen möge, um ihm durch ihre Gegenwart seine Lage zu erleichtern<sup>140)</sup>. „Gott will uns prüfen“ — heißt es im Briefe vom 5. Dezember —

„an sein Füßen gieße ich mein Herz aus, und die Ergebenheit in seinen heiligen Willen, Vertrauen auf ihn allein trösten mich. Um Namen Gottes, wenn es möglich ist, sollten es die schlechtesten Wege sein, lasse mich nur in die Nähe von Dir kommen, daß ich nicht ganz von Dir getrennt bin und doch weiß, wie es Dir geht<sup>141</sup>).“ Um das Maß ihrer Leiden voll zu machen, wurde sie in Friedek von den Masern befallen. Dieser neue Unfall, die Furcht vor den Franzosen und all die Gefahren, von welchen sie die Monarchie, ihren Gatten und sich selbst bedroht sieht, stimmen sie für den Moment kleinmütig und erfüllen sie mit Todesahnungen. Wie erschöpft sie sich aber auch fühlt und wie gewaltig auch ihre Angst vor den Franzosen ist, so läßt sie sich doch nicht ausschließlich von der Rücksicht für ihre eigene Sicherheit leiten. Sie fordert vielmehr vom Kaiser, daß er, falls sie in Gefangenschaft geraten sollte, auf sie keinen Bedacht nehme und ihr zu Liebe, sich zu keinem wie immer gearteten Opfer entschließen möge. Freilich behebt sie wieder die Wirkung ihrer Worte, wenn sie hinterher doch den Kaiser bittet, er möge nur alles aufbieten, damit sie nicht nach Frankreich geführt werde. Trotz dieses bei einer Frau leicht verzeihlichen Widerspruches, muß man doch zugeben, daß sich Marie Theresen in diesen traurigen Tagen ihres Lebens mutvoll und tapfer benahm, gleichwie im Jahre 1800, als die Franzosen ins Innere der Monarchie vordrangen. Marie Theresen gehört eben zu jenen beweglichen Charakteren, die in der Stunde der Not ihnen bisher selbst unbewusste Eigenschaften entfalten, bei denen jedoch, sobald der Anlaß geschwunden, der sie ins Dasein rief, die alte Natur wieder die Oberhand gewinnt. Der Brief, in dem sie vom

Tobe spricht und doch auch Zeichen von Thatkraft giebt, verdient wohl hier mitgeteilt zu werden. „Ach Gott“ — schreibt sie vom Krankenbett aus an den Kaiser — „alle Unglück kommen zusammen. Ich habe die Peste, heute Nacht sein sie mir herausgekommen, recht viel, ich bin voll, habe Fieber und ein heftigen Husten. Stifft sagt, daß mir nichts geschehen wird, aber ich empfinde mich krank und fürchte mich und bitte Dich auf alle Fälle um Vergebung, wenn ich Dich je beleidigt habe, es geschah nicht aus böser Willen und bitte Dich, mich nicht zu vergessen. Ich kann von hier ohne Lebensgefahr nicht fort, die Feinde streifen, sagt man, in der Gegend, vielleicht werde ich gefangen, wenn dies ist, denke nicht auf mich, sondern nur auf Dich, aber mache nur, daß ich nicht nach Frankreich geführt werde. Das einzige“ — fährt sie fort — „was mir den Tod sehr hart machte, wäre, wenn ich Dich nicht mehr sehen konnte. Wegen meiner thue keinen Schritt, welcher Dir und dem Staate schädlich sei, aber nur nicht nach Frankreich führen lassen<sup>142</sup>).“ Als Marie Therese diese Worte schrieb, hatte sie freilich keine Ahnung davon, daß nach der Schlacht vonusterlitz auch ihr kaiserlicher Gatte eine Zeit lang in der Gefahr schwebte, von den Franzosen gefangen genommen zu werden. Unterdessen hatten sich aber die Verhältnisse geändert. Um von Napoleon zur Rettung der Trümmer seiner geschlagenen Armee einen Waffenstillstand zu erlangen, entschloß sich Franz zu dem für ihn äußerst herben Schritte, den französischen Kaiser um eine Zusammenkunft bitten zu lassen. Am 4. Dezember hatte bei Naseblowic die denkwürdige Entrevue zwischen den beiden Kaisern, die einige Jahre später in die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander treten sollten, stattgefunden. Es ist begreiflich,

daß die Kaiserin, nachdem sie hievon Kenntniß erhalten, an ihren Mann die Frage richtete: „Sage mir, wie ist Bonaparte, wie warst Du mit ihm zufrieden?<sup>143)</sup>“, worauf Franz, ohne auf den Inhalt seiner 1½ stündigen Unterredung näher einzugehen, in Kürze antwortete: „Mit Bonaparte selbst bin ich ganz zufrieden gewesen, insoweit man es mit einem Sieger sein kann, der einen großen Theil meiner Monarchie im Besiß hat; an Achtung gegen mich und die Meinigen hat er es nicht fehlen lassen und man sieht, daß er kein Franzose ist<sup>144)</sup>.“ Zu einer anderen Person aber äußerte Franz, daß Napoleon, trotz seines schönen Kopfes, auf ihn den Eindruck eines Schneiders gemacht habe<sup>145)</sup>. Nach dieser Entrevue mit dem siegreichen Herrscher von Frankreich, in der Franz seinem Gegner offen bekannt hatte, daß ihn nur dessen Streben nach der Universalmonarchie zum Kriege gezwungen habe<sup>146)</sup>, sah Marie Therese in Frieden voll banger Sorge dem weitem Verlauf der Angelegenheiten entgegen. In dieser trostlosen Lage schien ihr das Herannahen Erzherzogs Karl aus Italien, wo er über Massena bei Caldiero (30. und 31. Oktober 1805) Erfolge errungen, einen Schimmer von Hoffnung zu gewähren. Wenigstens, meinte sie, werde man, wieder gestärkt durch das Heer des Erzherzogs, sich jetzt nicht willenlos allen maßlosen Forderungen des Siegers fügen müssen und könnte es von neuem versuchen, den Fehdehandschuh aufzunehmen. „Wegen dem Waffenstillstand“ — ruft sie dem Kaiser zu — „mache der Himmel, daß er einen guten Frieden nach sich ziehe, sonst lieber suche, wenn Karl kommt, aber ohne die Russen, ihm eines zu geben<sup>147)</sup>.“ Aber da sie lange keine verlässlichen Nachrichten erhält, bald Kriegs- bald Friedensgerüchte zu ihr bringen, möchte sie über diese Ungewißheit fast „narrisch“

werden<sup>148)</sup>. Trauer über das Unglück, das sie heimgesucht und Ergebenheit in das Schicksal, bilden fort die Signatur ihrer Gemütsverfassung. „Ach Gott!“ — schreibt sie am 24. Dezember — „welche Weihnachten und Erinnerung auf die vorigen glücklichen Zeiten, welche vielleicht nimmer kommen werden. Dein Wille geschehe, aber ich vertraue fest auf Gottes Barmherzigkeit und dies tröstet mich, sonst wäre ich öfters völlig weg. Hätte ich Dich und meine armen Kinder nicht gehabt, ich versichere Dich, ich wäre in dieser Krankheit gerne gestorben, allein der Gedanke, just im Unglück muß man für die Seinigen leben, hat gemacht, daß ich Gott gebetet habe, mich wieder genesen zu lassen<sup>149)</sup>.“ Kaum hatte sie dem Kaiser diese Zeilen gesandt, als sie von ihm, den die letzten Ereignisse aufs tiefste angegriffen hatten, die Einladung erhielt, zu ihm nach Holitsch zu kommen. Nun war ihr sehnlichstes Verlangen erfüllt. Nur dieses Wortes hatte es bedurft, um in ihrem Herzen wieder einige Freude aufkommen zu lassen. — „Das war mein einziger Gedanke und Wunsch Tag und Nacht“ — so jubelt sie bei der Aussicht Franz in Kürze wieder zu sehen — „und gar da Du mir schreibst, daß Du moralisch krank bist, welches ich wohl einsehe, so bin ich doppelt gerne bei Dir, um so viel es möglich ist, dein Schicksal zu erleichtern, Dir beizustehen, Dir Unterhaltung zu machen, Dir alles, was in meinen Kräften ist, mit zärtlichstem Herzen zu thun<sup>150)</sup>.“ Der Kaiser versteht sie nun, während sie auf der Reise zu ihm begriffen ist, ausführlicher mit Nachrichten über den Stand der Verhandlungen, in die er mit Napoleon wegen Abschluß eines Friedens getreten. Sie weiß auch schon, daß man beschloffen, Erzherzog Karl mit der Mission zum französischen Kaiser zu senden, von diesem Ermäßigung einiger

besonders drückender Forderungen zu erlangen, woran sie nicht zweifelt „weil man sagt, daß er den Karl schätzt<sup>151)</sup>.“ Ihr gegenüber scheint auch Franz sein Herz erleichtert zu haben über den schleppenden Gang aller Geschäfte, wie er damals herrschte, worauf sie ihm, gleichsam tröstend, erwidert: „daß eine solche Unordnung zwischen unseren Sachen in Ofen herrscht, ist mir sehr leid, besonders da ich sehe, daß traurig zu sagen ist, diese in allem herrscht und man findet die größten Mißbräuche, denn jeder macht und befiehlt nach sein Kopf und es wird mit Gottes Hilfe für dich viel zu thun geben um Ordnung wieder zu schaffen<sup>152)</sup>.“ Schon unterwegs, auf der Fahrt nach Holitsch, bekam sie einen Vorgeschmack von den Folgen, mit denen die von ihr erwünschte „Ordnung“ begleitet war. In Napagedl traf sie mit einem der gestürzten Minister zusammen, die der Neugestaltung der Regierung zum Opfer gebracht wurden. Es war dies Graf Cobenzl, der sofort nach seiner Entlassung sich auf seine Güter zurückgezogen hatte und nun die durchreisende Kaiserin bitten ließ, ihn, den Gefallenen, nicht wie einen Pestkranken zu meiden. Es gereicht Marie Theresen zur Ehre, daß sie diesem Staatsmann, der allerdings durch eigene Schuld ins Verderben geraten war, aber auf dreißig Jahre treu erfüllten Dienstes hinweisen konnte, diese von ihm verlangte, „einzige Gnade“ nicht ver-sagen wollte. „Ich dachte“ — schrieb sie zur Entschuldigung ihrer Handlungsweise dem Kaiser — „er hat Dir doch gute Dienste geleistet, ich sehe, daß Du ihm gnädig warst und jetzt, da er unglücklich ist, ihm eine Art Verachtung zu zeigen, müßte ihm wehe thun, denn der Mensch, wenn er unglücklich ist, fühlt alles doppelt<sup>153)</sup>.“ Bei ihrer Ankunft in Holitsch fand sie jedoch nicht nur Cobenzl, sondern auch noch manch

andern beseitigt, dessen Entfernung zur Beruhigung der Gemüther dringend nötig war. Auf Drängen Karls hatte sich Franz entschließen müssen, seine bisherigen Ratgeber fallen zu lassen, die ihn, wie er selbst gestand, leichtfertig in den Krieg getrieben<sup>154</sup>). „Gott sei gedankt“ — rief Karl voll Freude über diesen Erfolg aus — „es ist mir gelungen die Cobenzl, Collobach und Stahl zu entfernen — Lamberti wird ihnen bald nachfolgen. Stadion ersetzt den Cobenzl<sup>155</sup>).“ Nun wollte der Erzherzog, daß rasch nach geschlossenem Frieden (26. Dezember 1805) an den Wiederaufbau des stark erschütterten Staatsgebäudes geschritten werde. Karl mußte jedoch sehr bald die traurige Erfahrung machen, daß der alte Geist der Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit sich wieder breit mache und um sich zu greifen strebe. Die „Winkelärzte“, über deren Wirken der Erzherzog so erbittert klagt, und die mit ihren schlechtbereiteten Medikamenten die Monarchie schon einmal zu Tode kuriert hatten, wagen es neuerdings ihre Köpfe in die Höhe zu richten. Mit Beseitigung der drohenden Gefahr glauben sie ihre Zeit wieder gekommen. Neue Menschen, die aber die alten verderblichen Grundsätze predigen, tauchen empor. Es ist bedauerlich, daß gerade die Kaiserin mit ihrem Schutze Jene deckte, die, als geheime Gegner aller Reformpläne, im Stillen Unheil stifteten. Wie schnell war sie nicht wieder den guten Vorsätzen untreu geworden, als deren Apostel sie in den Tagen des Unglücks aufgetreten war. Was nützte es, daß Colloredo gefallen, wenn jetzt durch ihre Protektion ein nicht minder unfähiger, aber durch seine jesuitischen Eigenschaften noch gefährlicherer Mensch zu fast schrankenlosem Einflusse gelangte! Es war dies Oberst Kutschera, der spätere Generaladjutant des Kaisers<sup>156</sup>). Mit seiner imponierenden Art und



mit Hilfe für ihn wenig ehrender Mittel war es ihm gelungen, sich bei der Kaiserin und durch diese beim Kaiser einzunisten<sup>157</sup>). Ein Schrei der Empörung über seine Vertrauensstellung drang bis zu Franz; aber nichts vermochte ihn aus dem Vertrauen des Monarchen zu verdrängen. Erzherzog Johann verdolmetschte die allgemein herrschende Mißstimmung mit den Worten: „Seitdem der Friede geschlossen, ist alles traurig; es ist als wenn unser Schutzgeist nichts Gutes vorbedeuten wollte<sup>158</sup>).“ Unter diesen Verhältnissen erschien es wie ein Trost, daß sich an der Seite des Kaisers jetzt Erzherzog Karl befand, der vom Willen erfüllt war, die Monarchie von ihren Leiden und Gebrechen zu heilen.

Die Intriguen<sup>159</sup>), welche schon in Holitsch die Wirksamkeit Karls zu durchkreuzen suchten, verpflanzten ihr Spiel auch nach Wien, wohin sich das Kaiserpaar, nach dem Abmarsche der Franzosen, anfangs 1806 begeben hatte. Von Eingeweihten wurde Marie Theresе sofort als jene Persönlichkeit bezeichnet, die vermöge ihrer Stellung als Kaiserin, die Staatsgeschäfte zu beeinflussen strebe<sup>160</sup>). Franz versuchte zuweilen in nachdrücklicher Weise das ehrgeizige Streben seiner Gemahlin nach Herrschaft zu dämpfen, wie er ihr denn in Gegenwart seiner Tante Elisabeth sagte: „Er würde wohl wissen sie, falls sie regieren wollte, in die gehörigen Schranken zurückzuweisen<sup>161</sup>).“ Aber der Kaiser war nicht von jener eisernen Konsequenz, um seinem einmal ausgesprochenen Willen auch jeder Zeit unwiderruflich Geltung zu verschaffen<sup>162</sup>). So kam es denn, daß er trotz seiner scheinbaren Entschiedenheit, immer wieder auf die Worte Marie Theresens lauschte, um so mehr, als sie dem Kaiser stets den Glauben beizubringen wußte, sie hege gar nicht den Wunsch, sich in die Politik zu

mischen, die ihr ganz ferne liege. Das war jedoch nur eine Redensart, ganz geeignet, um im gegebenen Augenblicke als Zufluchtsort vor Vorwürfen zu dienen. Kannte man doch Karl Zichy<sup>163</sup>), Baldacci, Staatsrat Lorenz und Pfarrer Langenau, als die Männer, welche ihre Partei bilden<sup>164</sup>). Insbesondere griff Baldacci, der nächst Rutzhera<sup>165</sup>) sich der Gunst des Kaisers erfreute, in verhängnisvoller Weise in den Gang der Staatsmaschine ein<sup>166</sup>). Von ihm, dessen Charakter Karl allfogleich erkannte, bemerkte damals der Erzherzog: „Es wird nicht nur nicht besser, sondern viel schlechter als ehe gehen<sup>167</sup>).“ Beherrscht von diesem Gegensatz der verschiedenartigsten Einwirkungen entwickelte sich nach dem Preßburger Frieden das Staatswesen. Nur dieser Umstand erklärt es, warum alle Anläufe zu einer besseren Gestaltung der inneren Verhältnisse der Monarchie stets Stückwerk blieben. Allein selbst das geringe Gute, das durch die vereinten Bemühungen der Erzherzoge und einiger hochherzig gesinnter Männer durchgesetzt werden konnte, schien gleich zu Beginn durch das wieder auftauchende Gespenst eines kontinentalen Krieges bedroht zu sein. Zwischen Preußen und Frankreich waren Wirren entstanden, die nur durch das Schwert zum Austrag gebracht werden konnten. In diesem Kampfe war es sowohl für den preussischen König wie für Napoleon von hohem Werte, Oesterreich als Bundesgenossen an seiner Seite zu sehen. Der Wiener Hof war jedoch gar nicht geneigt auf die Lockungen zu hören, mit denen die beiden Mächte ihn zu ködern trachteten. Das Interesse des Staates gebot die Aufrechterhaltung der Neutralität, die von Erzherzog Karl mit allem Nachdruck befürwortet wurde. Marie Theresie, die an diesen für die Monarchie äußerst wich-

tigen Vorgängen den lebhaftesten Anteil nahm, sprach sich gleichfalls gegen jede kriegerische Aktion aus. „Gott mache“ — schrieb sie am 30. September an den Kaiser — „daß alles gut gehet und wir in Ruhe bleibend, unsern Vortheil daraus ziehen<sup>168)</sup>.“ Jeden Tag betete sie, wie sie sagt, ein Vaterunser für die Erfüllung dieses Wunsches. Er ward wohl insoferne erhört, als Oesterreich wirklich von der aktiven Theilnahme an dem Kriege verschont blieb. Preußen, das dem Wiener Hof im Jahre 1805 seine Hilfe verweigert und denselben seinem Schicksale überlassen hatte, mußte jetzt die Fehler seiner selbstsüchtigen Politik büßen. Mit vernichtenden Schlägen zertrümmerte Napoleon in den Schlachten von Jena und Auerstädt die preussische Heeresmacht. Tief war die Wirkung, welche diese Ereignisse im Gemüte der Kaiserin hervorriefen. „Neues weiß ich nichts“ — lautet es in ihrem Briefe vom 18. Oktober — „aber bekenne in wahren Ängsten zu leben, denn ich fürchte den Antichrist und seine Thaten und das große Thier, welches zwar in Norden zu Grunde gehet, aber ender die ganze Welt, welche ihn fürchten wird, verschlingen muß<sup>169)</sup>.“ Als Marie Theresese so sprach, konnte sie freilich keine Ahnung davon haben, daß einst der Antichrist, wie Napoleon auch später einmal von Marie Louise genannt wurde<sup>170)</sup>, diese ihre Tochter als Gattin heimführen werde. Wie ihr diese Demüthigung erspart blieb, so verschonte sie auch das Schicksal Zeuge der Niederlage sein zu müssen, die Oesterreich drei Jahre später — 1809 — im Kampfe mit dem zukünftigen Gemahl Marie Louisens erleiden sollte. Der Tod, der sie am 13. April 1807 ereilte bewahrte sie vor all diesen bitteren Erfahrungen. Gleich damals als Marie Theresese im Alter von 34 Jahren verschied, wurde erzählt, daß die Kaiserin durch verschiedene Anzeichen

sie in ihr zu betrauern, sondern auch die Beschützerin ihrer Interessen am kaiserlichen Hofe. Nur zu schnell mußte sie die schmerzliche Erfahrung machen, daß ihr von nun an in Wien die berebte Fürsprecherin fehle, deren Platz in der Nähe des Thrones sehr bald durch eine andere eingenommen werden sollte, die an Glanz des Geistes ihre Vorgängerin überragte.

---

loren sei. Am 12. April Nachmittags wurde sie mit den Sakramenten der Sterbenden versehen. Abends ließ sie dann ihre Kinder zu ihrem Bette kommen, um ihnen ihren mütterlichen Segen zu erteilen. Dem Kronprinzen aber gab sie noch eine letzte Weisung fürs Leben auf den Weg. Er solle — sagte sie ihm — zu Ratgebern nur Männer von Geist wählen, die zugleich auch Religion haben, nie sich aber an Menschen wenden, die das eine ohne das andere besitzen<sup>177</sup>). Nach dieser Ermahnung verfiel sie in Agonie, die bis zum folgenden Morgen anhielt, wo sie dann um 1/27 Uhr ihre Seele aushauchte. Während die Erzherzoge Karl, Johann und Rainer die ganze Nacht in unmittelbarer Nähe des Sterbezimmers wachten, blieb Franz ununterbrochen beim Bette seiner Frau<sup>178</sup>). Schon war der Tod eingetreten und noch immer wollte er, vom tiefsten Schmerz übermannt, die entseelte Hülle seiner Gattin nicht verlassen. Nur mit Gewalt konnte ihn Erzherzog Karl vom Totenbett entfernen<sup>179</sup>). Nicht minder erschüttert als der Kaiser war Königin Maria Karolina als sie, eben in Sizilien weilend, dort im Monat Mai die Nachricht vom Ableben ihrer zärtlich geliebten Tochter erhielt. Sie war untröstlich über den erlittenen Verlust. „Für mich“ — rief sie aus — „ist er unerfetzlich, ich werde ihr bis zu meinem Grabe nachweinen, wo ich bald mit ihr wieder vereinigt zu sein wünsche<sup>180</sup>).“ Ein Gebetbuch, ein Kreuzifix, einen Rosenkranz oder irgend einen Gegenstand, den Marie Theresie während ihrer Krankheit benutzt hatte, erbat sie sich vom Kaiser zur Erinnerung, um ihn als heilige Reliquie bis an ihr Lebensende bewahren zu können<sup>181</sup>). Maria Karolina konnte auch mit vollem Recht über das Ableben der Kaiserin aufs tiefste betrübt sein. Nicht nur die Tochter, die sie ihren „Ruhm und Trost“ nennt, hatte

sie in ihr zu betrauern, sondern auch die Beschützerin ihrer Interessen am kaiserlichen Hofe. Nur zu schnell mußte sie die schmerzliche Erfahrung machen, daß ihr von nun an in Wien die beredte Fürsprecherin fehle, deren Platz in der Nähe des Thrones sehr bald durch eine andere eingenommen werden sollte, die an Glanz des Geistes ihre Vorgängerin überragte.

---





Maria Ludovica d'Este.

D. Weis sculp. 1808.  
H. Nob. de Guérard plux. et del.



III.

**Maria Ludovica d'Este.**

---



*Thetis, épouse de Péleus.*

*D. Weis sculp. 1808.  
B. Nob. de Guérard pinx. et del.*

III.

**Maria Ludovica d'Este.**

---

Franz, wie er später selbst erzählte<sup>4)</sup>, bei der Wahl um die dritte Gattin, ausschließlich der Regung seines Herzens. In heftiger Leidenschaft für seine Cousine entbrannt, verbrachte er jetzt viele Stunden bei ihr. Er schien glücklich, ein Wesen gefunden zu haben, das seiner Neigung vollkommen entsprach<sup>5)</sup>. In aller Stille hatte er sich am 22. August 1807 mit der jungen Erzherzogin verlobt, der er aus diesem Anlaß ein mit seinem Bilde versehenes und mit Diamanten und Perlen besetztes Armband zum Geschenke verehrte<sup>6)</sup>. Ja, selbst durch seine eigene, ihre Mutter noch tief betrauernde Tochter Marie Louise läßt Franz der Erzherzogin Maria Ludovica zärtliche Aufmerksamkeiten erweisen, womit er die Absicht verband, die beiden Frauen einander näher zu bringen<sup>7)</sup>. So erhielt sie am 14. Dezember 1807 den Auftrag, ohne vielleicht noch eine Ahnung von der Bedeutung ihrer Mission zu haben, der Cousine Maria Ludovica, welche an diesem Tage ihr Geburtsfest feierte, einen großen Korb in Begleitung eines Briefes und frischer Blumen zu überbringen. Entzückt war Maria Ludovica als sie den Korb öffnete und in demselben ein prachtvolles Spitzenkleid und einen herrlichen Shawl fand. Nicht minder beglückte sie der Inhalt des kaiserlichen Glückwunschscheibens. In ihrer Unschuld versichert Marie Louise ihrem Vater, daß die Cousine den Brief mit innigster Rührung gelesen und dabei mehrmals vor Freude feuerrot wurde<sup>8)</sup>.

Die Verlobung des Kaisers konnte natürlich nicht lange ein Geheimniß bleiben. Nicht von allen wurde sie jedoch gebilligt. Männer wie Baldacci, der Pfarrer Langenau und Staatsrat Lorenz, die zur Partei der verstorbenen Kaiserin gehört hatten, äußerten laut ihren Tadel über diese Wahl<sup>9)</sup>. Die Stimme der Opposition, falls sie bis ans Ohr des Kaisers

gebrungen sein sollte, verhallte wirkungslos. Am 3. Januar 1808 wirbt Franz in feierlicher Weise um die Hand der von ihm geliebten Erzherzogin. Drei Tage später, am 6. Januar abends — genau zur Zeit, da er vor 20 Jahren seine erste Gemahlin heimgeführt — fand dann die Trauung in der Augustinerhofkirche statt. Ein Augenzeuge, der derselben beiwohnte, kann nicht genug das ebenso würdige, wie bescheidene Wesen preisen, das die junge Kaiserin an ihrem Hochzeitstage bekundete<sup>10)</sup>. Nach der Feierlichkeit drängte sich alles der schönen, mit Diamanten reich geschmückten Fürstin zu huldigen<sup>11)</sup>.

Die hervorragenden geistigen Eigenschaften Maria Ludovicas, die ursprünglich für das Kloster bestimmt war und zu diesem Behufe von ihrer Mutter eine ausgezeichnete Erziehung erhalten hatte, eigneten diese Fürstin, unterstützt von einem blendenden Äußern, ganz und gar Gefallen zu erregen<sup>12)</sup>. Die etwas gebogene Nase, die, wie ihre zarte Figur<sup>13)</sup>, an die wälsche Mutter erinnerte, verlieh ihrem schönen Gesichte den Ausdruck von Hoheit und Adel<sup>14)</sup>. Dabei besaß sie ein Paar prächtvoller Augen, die ungemein flug in die Welt blickten. Es war überhaupt schwer, mehr Grazie und Liebenswürdigeit mit mehr Bildung und Urteilstkraft zu vereinen. Bestochen von ihrer Lieblichkeit und Anmut, wie von dem Zauber ihrer Konversation, erweckte sie, wo immer sie erschien, Gefühle des Entzückens und der Begeisterung. Goethe hat ihr sein ganzes Leben hindurch schwärmerische Hingebung bewahrt und Berthier sprach so verliebt von ihr, daß er Napoleons Neugierde erregte, die Frau kennen zu lernen, die seinen Freund und Waffengefährten zu solch enthusiastischer Sprache hinarief<sup>15)</sup>. Man wird es begreifen, daß diese Fürstin, begabt mit

Tugenden, die das Glück eines Mannes zu begründen vermögen, es verstand, auch den Kaiser für sich zu erobern. Der Eipelbauer war daher im Rechte, als er als Interpret der Wiener in seinen Briefen der Anschauung Ausdruck gab, daß nur reine Herzensneigung die beiden hohen Persönlichkeiten zu einander geführt habe. Dies hinderte freilich nicht das Auftauchen der Besorgnis, die Ehe des Kaisers könnte für den Bestand des Friedens, dessen man sich seit 1805 erfreute, nachtheilig werden. Man fürchtete nämlich, daß die Kaiserin-Mutter, die 1796 mit ihrem Gatten, Erzherzog Ferdinand, von den Franzosen aus Italien vertrieben worden war, ihre Rachsucht gegen diese auf ihre Tochter übertragen und sie benützen werde, um Österreich zum Kriege gegen Napoleon zu reizen<sup>16)</sup>. Diese trüben Ahnungen von Feindseligkeiten mit Frankreich und dem dadurch bedingten Untergang der Monarchie, den er als unvermeidliche Folge der Heirat betrachtete, veranlaßte einen alten Wiener gerade den Hochzeitstag des Kaisers, 6. Januar 1808, zur Abfassung seines Testaments zu wählen<sup>17)</sup>. Wie dieser Mann, der die Verbindung mit Maria Ludovica als Signal zum Ausbruche des Krieges auffaßte, dachten auch die Diplomaten. Der französische Gesandte in Wien, General Andréossy, meinte sogar, Napoleon werde das Zustandekommen der Heirat überhaupt nicht dulden, da die ganze Familie der Erzherzogin antifranzösisch gesinnt sei. Andere wieder bezeichneten diesen Ehebund als Werk der Kriegspartei und der preussische Gesandte nennt ihn geradezu einen „Todesstoß“ gegen den Einfluß des sich an der Spitze der Friedenspartei befindenden Erzherzogs Karl<sup>18)</sup>. Ungeachtet der bedeutenden Thatkraft, welche Maria Ludovica erfüllte und sie aneiferte eine politische Rolle zu spielen — sagte sie ja

einmal: „ich wollte ein Mann sein, um dem Staate zu dienen“ — galt doch vor allem ihre erste Sorge dem Wohle des Gatten. Ihre Briefe, die sie an Kaiser Franz richtete, offenbarten in dieser Beziehung die ganze Tiefe ihres Gemütes. „Lieber, göttlicher Schatz!“ — schreibt sie ihm — „o, bester Schatz und einziger Freund, wie sehr bist Du Herr meines Herzens; ich freue mich auf dem Augenblick, Dich zu umarmen, ohne Dir kann ich nicht sein<sup>19)</sup>.“ „Mein Leben, mein Alles ist Dein“ — heißt es ein andermal — „außer Dir hänge ich an nichts in der Welt, für Dich leben, für Dich mich erhalten, will ich so lang ich Dir dienen kann, dieses ist mein einziger Zweck<sup>20)</sup>.“ Daneben kennt sie kein schöneres Ziel, als den Kindern, die nun ihrer Obhut anvertraut sind, eine vortreffliche Erziehung zu Teil werden zu lassen, deren Grundlage die Verehrung und Liebe zu ihrem Vater bilden. „Deine Kinder“ — sagt sie dem Kaiser — „sollen Dir noch zum Troste dienen und Dich über alles lieben; sie dahin zu führen, ist mein Geschäft, segnet es Gott, dann mag mit mir geschehen, was er und Du willst<sup>21)</sup>.“ Sie achtet darauf, daß jedes Kind der kaiserlichen Familie ihre Pflichten erfülle, daß die kleinen Erzherzoginnen Klavier spielen, zeichnen, und sie selbst wiederholt sogar mit Erzherzogin Leopoldine alles bisher Gelernte<sup>22)</sup>. Einen wirklich fesselnden Einblick in ihr häusliches Leben gewährt folgender an den Kaiser gerichteter Brief: „Als Du fort warst, ging ich in mein Zimmer und schrieb, meine Gedanken waren aber bei Dir, innigst geliebter Schatz. Um halb zwei Uhr kamen meine sechs Kinder zum Speisen und ich setzte mich zu Tisch um vorzulegen denen beiden Jüngern, die neben meiner saßen. Es fehlte mir die Hauptperson, mithin alles. Meine Gäste waren sehr munter, sprachen viel,

besonders Franz<sup>23)</sup>, der von bester Laune war. Wir sprachen vom guten lieben Papa, dem alle recht herzlich die Hände küßten, so wie ihre Mutter. Nach Tisch ließ ich die Marianne<sup>24)</sup> holen, welche sehr betroffen war, den guten Papa nicht zu finden. Die Louise spielte Klavier, die übrigen tanzten als der Palatinus<sup>25)</sup> zu mir kam um Abschied zu nehmen. Ich erlaubte ihnen fortzutanzten und mein Schwager unterhielt sich mit der Marianne, die ihn immer beim Schnauzbart zog. — — Um halb vier Uhr ging jeder nach Haus, nur mein Schwager blieb noch bei mir. Er trug mir auf, Dir seinen Respekt zu melden, wir sprachen fast immer von Dir und Du kannst leicht errathen, was wir sagten. Die Unterredung war mir sehr heilsam, denn da mein Herz und meine Gedanken ununterbrochen bei Dir sind, so kann ich von nichts anders reden und ich schätze mich glücklich mit dem Joseph sprechen zu können, welcher Dir so wie alle Deine Brüder mit Leib und Seele zugethan ist und Dich schätzt als Herr so wie er Dich zärtlich als Bruder liebt. Wir sprachen auch über die gegenwärtige Lage, ich theilte ihm meine guten Ahnungen mit, er stimmte mit ein und beide haben wir gute Hoffnungen, ja ich sehe noch meinen Herrn, meinen Kaiser, meinen besten Schatz sehr glückliche Tage erleben, mittelst dem frohen Bewußtsein, sich dieselben durch Fleiß, Thätigkeit und wahre Einsicht verschafft zu haben. Bist Du glücklich, so sterbe ich ruhig<sup>26)</sup>."

Wie sie eine liebende Gattin und fürsorgliche Mutter war, so ging auch ihr Streben dahin, im Kreise der kaiserlichen Familie als Stützpunkt der Vereinigung zu gelten<sup>27)</sup>. Ihrer Meinung nach sollten ihre Brüder und die des Kaisers gemeinsam eine starke Partei bilden. Wenn der preussische



Gesandte befürchtete, sie werde Zwist und Hader in die Hofburg hineinbringen, so beweist alles, was wir von ihr aus dieser Zeit wissen, daß ihr ganzes Sinnen sich in gerade entgegengesetzter Richtung geltend machte. Mit Erzherzog Johann stand sie immer auf dem besten Fuße, und er hat ihrem Andenken stets die liebevollste Erinnerung gewidmet<sup>28</sup>). Aber sie schätzte und verehrte auch Erzherzog Karl, zu dem sie erst später in einen gewissen Gegensatz trat. „Lieber Karl,“ — schrieb sie am 2. November 1808 — „ich will und muß Sie noch einmal recht glücklich sehen, aber nicht philosophisch glücklich, so wie Sie es jetzt sind; Ihr edler Charakter, Ihr gefühlvolles Herz verdient noch manchen Genuß, von welchem Sie bisher beraubt sind<sup>29</sup>).“ Ja, wir sehen die Kaiserin sogar, fast unmittelbar vor dem Beginn des Feldzuges von 1809, zwischen dem Kaiser und Erzherzog Karl die Vermittlerin spielen, um bestehende Gegensätze auszugleichen. Kaiser Franz konnte sich schwer von seiner Lieblingsidee trennen, die in der Errichtung eines von dem Kriegsministerium ganz unabhängigen, selbständigen Hofkriegsrates gipfelte. Schon 1805 hatte es über diesen heiklen Punkt einen Konflikt zwischen den beiden Brüdern gegeben. Nach dem Frieden von Lunéville hatte nämlich der Kaiser durch Handschreiben vom 9. Januar 1801 dem Erzherzog, der die stark erschütterte Armee reorganisieren sollte, nächst dem Kriegsministerium auch die Oberleitung über den Hofkriegsrat übertragen<sup>30</sup>). Aber 1805, vor dem Ausbruche des Krieges, forderte der Kaiser die Wiederherstellung des Hofkriegsrates in voller Unabhängigkeit von dem Einflusse Erzherzog Karls in seiner Eigenschaft als Kriegsminister. In der That wurde Graf Latour ohne Mitwissen des Erzherzogs zum Präsidenten des Hofkriegsrates er-

nannt. Nach der Niederlage Oesterreichs im Jahre 1805 wußte es jedoch Karl durchzusetzen, und zwar mit Berufung auf die traurigen Folgen, welche die Errichtung eines selbständigen Hofkriegsrates nach sich gezogen, daß diese militärische Behörde wieder seinem Wirkungskreise untergeordnet wurde. Allein im Juli 1808, als der Krieg mit Napoleon bevorstand, kehrte Kaiser Franz wieder zu seiner alten Neigung zurück, der er mit schwerem Herzen und nur im Anblicke der Zerrüttung der Monarchie nach dem Frieden von Preßburg (1805) entsagt hatte. Doch wie früher, so wollte sich Karl auch diesmal nicht fügen, mit Rücksicht auf die schweren Nachteile, die eine im Sinne des Kaisers gewünschte Änderung in der militärischen Verwaltung nach sich ziehen mußte. Ein Bruch zwischen den beiden Brüdern schien unvermeidlich. Da war es die Kaiserin, welche sich bemühte, ihren Schwager für die Absichten ihres kaiserlichen Gemahls zu gewinnen. Angelegentlich bat sie ihn, Franz zur Verwirklichung seines Lieblingsplanes die Hand zu bieten. Bei der Gereiztheit Karls, der nur mit dem größten Widerstreben auf diese Dinge einging, hielt sie es jedoch für nötig, ihm in seinen diesbezüglichen Unterredungen mit dem Kaiser die größte Mäßigung anzupfehlen. „Beste Karl,“ — schrieb sie ihm — „es bleibt mir noch eine Angst; diese Sache kränkt Sie, Sie sind empfindlich und deswegen hitzig, der Kaiser ist es auch, ich bitte Sie inständig, halten Sie sich zurück, Sie sind beide unvergleichlich und lieben sich gegenseitig, nichts soll diese Freundschaft stören, bringen Sie noch dieses Opfer, es soll das letzte sein<sup>21)</sup>.“

Leicht begreiflich, daß bei solcher Denkungsart der Kaiserin Eingeweihte nicht Unrecht hatten, wenn sie schon früh

der Ansicht waren, die Stimme Maria Ludovicas werde nicht lautlos im Räte der Krone verhallen. Schon bei ihrer Krönung zur Königin von Ungarn auf dem Reichstage von 1808, als es sich darum handelte, von den vereinten Ständen Unterstützung für den bevorstehenden Kampf mit Napoleon zu erhalten, hatte Maria Ludovica gezeigt, wie sie es verstehe, durch ihre fesselnde Erscheinung und ihr liebenswürdiges Wesen die Gemüther für sich zu erobern und zur Opferwilligkeit zu begeistern. Aber ihre eigentlich hervorragende Rolle beginnt erst mit dem Kriegsjahre 1809. Man hat wohl behauptet, daß sie sich von ihrer Mutter, Erzherzogin Beatrix, der es nach der Wiedererlangung ihrer italienischen Besitzungen gelüstete, habe kriegslustig stimmen lassen. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Kaiserin-Mutter in dieser Richtung auf ihre Tochter zu wirken suchte. Als sie jedoch ihre diesbezüglichen Wünsche nicht rasch genug befriedigt fand, äußerte sie sich recht unglimpflich über den Kaiser. Mit Entschiedenheit wies Maria Ludovica die Hezereien ihrer Mutter zurück, denn — bemerkt sie gegenüber Franz — „alles will ich erdulden, es macht mir nichts, aber über Dich laß' ich nichts sagen, sollte es mein Leben kosten, Du bist mir lieber als mein Leben<sup>82)</sup>.“ Somit ist die Annahme begründet, daß die Kaiserin um diese Zeit noch weit entfernt von dem Verlangen nach einem Zusammenstoß mit Napoleon war. Äußerte sie ja noch im Juni 1808 zu einem der eifrigsten Friedensfreunde große Befriedigung darüber, daß Napoleon Österreich nicht angreifen werde<sup>83)</sup>. Mittlerweile trat, durch bisher unaufgeklärte Ursachen, in ihren Gefinnungen ein großer Umschwung ein: Ende 1808 gehört Maria Ludovica mit Leib und Seele zur Kriegspartei. Sollte bisher etwa nur die Rücksicht auf den noch unfertigen Zu-

stand der Monarchie ihre Kriegslust gedämpft haben? Nun aber will sie, wie ihre Mutter, die Fehde. Nach Baron Thugut war sie es, die jetzt dem Kaiser den Entschluß zum Kriege abtrug<sup>24</sup>), gegen den sich Erzherzog Karl so lange es in seiner Macht lag, aufs lebhafteste sträubte<sup>25</sup>).

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Frage erörtern, ob der Krieg von 1809 so unbedingt nötig war, wie es die Kaiserin und der damalige Minister Graf Philipp Stadion meinten, oder ob es möglich gewesen wäre, ihn bis auf günstigere Zeiten zu verschieben, wie dies Karl und sein Anhang wollten. Außer Zweifel ist es aber, daß, trotz der erlittenen Niederlagen, diese allgemeine Erhebung von 1809 für immer eine der großartigsten und glänzendsten Kundgebungen in der Geschichte Österreichs bleiben wird. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sich Maria Ludovica während der ganzen Dauer des Feldzuges als wahrhaft bedeutende Frau bewährte, die mit männlichem Mute kühn allen Gefahren entgegenblickte. Allein wie sehr sie auch Napoleon haßte — nannte sie ihn doch einmal in wegwerfendem Tone den „Kerl“<sup>26</sup>) — so widerstrebt es ihr doch, gegen ihn Mittel in Anwendung gebracht zu sehen, die ihre streng rechtliche Gesinnung verdammt. Sie mißbilligt die mit der Unterschrift Erzherzog Johanns versehene Proklamation, welche die seit dem Preßburger Frieden (1805) zu Bayern gehörenden Tiroler zum Abfalle auffordert. Keinen Augenblick hält sie damit zurück, ihre Enttäuschung über einen solchen Schritt auszusprechen. „Mit welchem Recht,“ — schreibt sie an Johann — „können wir die Tiroler aufmuntern zur Empörung, zur Untreue gegen ihren rechtmäßigen Gebieter? Denn dies ist der König von Bayern. Wir haben ihm dies Land durch einen feierlichen

Traktat übergeben, wir haben für uns und unsere Nachkommenſchaft auf ewig Verzicht geleistet, von dem Augenblicke an haben wir unser Recht verloren, und durch unser gegenwärtiges Betragen wird unserem Feinde Anlaß gegeben, die Österreicher als Aufrihrer fremder Völker, als wahre Demokraten zu erklären; vor ganz Europa verlieren wir den Kredit unserer Rechtschaffenheit. — Sie werden mir sagen, im Krieg ist alles erlaubt; ja, im Kampfe, aber er gestattet nicht heimliche Berrätherei; um groß zu sein, braucht man das nicht; ferner könnte man Napoleon zum Beispiel darstellen, aber sind wir berechtigt, ungerecht zu handeln, weil Andere Spitzbuben sind<sup>87)</sup>?" Berhorreszierte sie in solcher Weise die ungerechte Kampfesweise, so gehörten dagegen alle ihre Sympathien dem großen, offenen Kriege, wie er unter der Leitung Erzherzog Karls anfangs April 1809 gegen Napoleon begonnen werden sollte. Am 10. April überschritt wirklich der Erzherzog mit der Armee seinen Rubicon — wie er den Inn nannte. Mit den höchsten Erwartungen sah man ihn dem Feind über die Isar entgegenrücken. Aber schon in den nächsten Tagen sanken all die stolzen Hoffnungen in den Staub. Vor allem gelang es Napoleon, den linken Flügel von der Hauptarmee zu trennen, worauf er nach den Kämpfen vom 22. und 23. April den Erzherzog selbst zwang, den Befehl zum allgemeinen Rückzug auf das linke Donauufer zu geben. Von dieser Stunde an war Karl aus der Offensive in die Defensive gedrängt und sein Plan mißlungen, den Gegner mit vereinter Macht niederzuwerfen. Tief erschütternd wirkten diese Hiobsposten auf die Kaiserin. Weit weist sie jedoch jeden Gedanken an Kleinmütigkeit von sich; sie erklärt nichts zu fürchten, so lange von Ergebung oder Friede keine Rede sei<sup>88)</sup>.

„Gott soll unsere Waffen segnen,“ — schrieb sie dem Kaiser — „und gern will ich alle Opfer bringen<sup>39)</sup>“. Als aber die Nachricht eintrifft, daß Karl den Kaiser zum Frieden mit Napoleon dränge, ist sie voll Unmut über ihren Schwager. Sie geht so weit, ihm Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen seine eigene Ehre vorzuwerfen<sup>40)</sup>. Im Gegensatz zu Karl, der nach der ersten unglücklichen Schlacht alles verloren giebt und nur noch in einem raschen Friedensschlusse das Heil der Monarchie erblickt, will sie, daß der Kaiser sich selbst an die Spitze der Armee stelle. Den ganzen Ursprung des eingetretenen Unglücks erblickt sie in der Umgebung Karls; insbesondere bringt sie auf die Entfernung Grüne's, des erzherzoglichen Generaladjutanten. „Ich war höchst unzufrieden“ — äußerte sie zu Erzherzog Johann — „mit allem, was ich in Sternberg (wo sie mit dem Kaiser zusammentraf) hörte, so sind wir verloren, nicht aus Mangel an Mitteln, sondern an Köpfen und Energie<sup>41)</sup>.“ Tief betrübt sie die Schwäche ihres Gatten, dem es an jeder Thatkraft mangelt. Von Ofen aus, wohin sie mit ihrer Familie vor den nach Wien vorbringenden Franzosen flüchten mußte, sucht sie den Kaiser fortwährend zu größter Thätigkeit anzu-spornen. „Ich bin und bleibe stets die nämliche“ — ruft sie aus — „kein Unglück, kein Zufall wird meinen Muth sinken lassen<sup>42)</sup>.“ Der Sieg von Aspern (21. und 22. Mai) bewirkt einen günstigen Umschwung zu Gunsten Karls. Mit neuen Hoffnungen erfüllt, erwartet man nun vom Besieger Napoleons weitere große Unternehmungen, die über das Schicksal des Feldzuges entscheiden sollen. Doch der Erzherzog, wie er es selbst in seinen Briefen und Denkschriften dargethan<sup>43)</sup>, fühlt sich zu sofortigen neuen Operationen zu schwach. Aus Mangel an Munition

hatte er schon den Sieg von Aspern nicht ausbeuten können. Nun ist sein Hauptbestreben darauf gerichtet, sich durch Heranziehung frischer Kräfte zu stärken. Ehe ihm dies nicht gelungen, wagt er es nicht, seinen großen Gegner, der ihm gegenüber an der Donau lagert, anzugreifen<sup>44</sup>). Diese durch die Umstände erzwungene Unthätigkeit erbittert aber die Kriegspartei, die nach dem Siege von Aspern Napoleon schon zu Boden gestreckt glaubte. Diese Partei und insbesondere die Kaiserin können es nicht fassen, warum Karl sich nur auf die Beobachtung des Franzosenkaisers beschränke und nicht sofort zu einem Vorstoße gegen denselben übergehe. „Unsere Lage“ — sagt sie am 6. Juni 1809, „hauptsächlich unsere moralische, und die Menschenkenntnis hindern mich, für die Zukunft etwas zu hoffen<sup>45</sup>)“. Sie ist daher auf Karl nicht gut zu sprechen, und in dem Streite, der wegen Nichtbeachtung gegebener Befehle des Generalissimus zwischen diesem und seinem Bruder Johann ausbricht, nimmt sie auf's entschiedensten für letzteren Partei. Sie hört ausschließlich auf Johann, der behauptet: er hätte große Erfolge erringen können, wenn er allein seinem Kopfe hätte folgen dürfen und nicht genötigt gewesen wäre, Karls Weisungen zu beachten. Sie weiß freilich nicht, daß Johann gerade nur infolge Außerachtlassung der ihm von Karl erteilten Instruktionen in eine schiefe Lage geriet; sie weiß ferner nicht, daß er gleichfalls nur durch eigenes Verschulden die Niederlage bei Raab (14. Mai 1809) erleiden mußte. Für sie gilt es als feststehende Thatsache, daß alles Übel von Karl, als dem obersten Leiter der Armee herrühre. In diesem Sinne schreibt sie an Johann: „Karl ist natürlich schwach; so lange er Bruder und Freund bloß ist, wird er der beste Mensch von der Welt sein;

sein Unglück ist sein Stand; zu jung Held genannt, ohne die Eigenschaften zu besitzen, gewöhnte er sich allein gelobt zu werden; er scheut, jeden militärischen Verdienst in anderen zu bemerken, er unterdrückt jeden, der sich auszeichnet; zu schwach, um gut zu handeln, beschämt, gefehlt zu haben, will er durch Verkleinerung aller übrigen seinen Scharren abwezen (seine Scharren auswezen) <sup>46</sup>).

Leider fehlt es an weiteren Äußerungen dieser stets stark empfindenden Frau über die fernere Haltung Karls. Wir wissen auch nicht, wie sie von ihm nach dem Verluste der Schlacht von Wagram (6. Juli 1809) urtheilte, in der Napoleon über ihn einen entscheidenden Sieg errang. Nach dem bereits Angeführten kann man sich aber leicht vorstellen, daß sie ihren Schwager, der unglücklich im Kriege war, nicht sehr glimpflich behandelt haben werde. Doch verdient es hier sofort angeführt zu werden, daß, kurze Zeit nach dem Rücktritte Karls vom Oberkommando, wieder eine Annäherung zwischen dem Erzherzoge und der Kaiserin erfolgte. Auf einen von Karl an sie gerichteten Brief antwortete Maria Ludovica: wenn er ihr gleichgültig wäre, würde sie sich einfach auf einen zum Wegwerfen bestimmten Dankbrief beschränkt haben, „aber da Sie es nicht sind“ — fährt sie mit einem Hinblick auf die letzten Vorgänge im Felde fort — „so kann ich meinem Herzen nicht verwehren, Ihnen meine wärmste Theilnahme über das Vorgefallene auszudrücken <sup>47</sup>).

Zwei Jahre später nimmt sich Maria Ludovica sogar mit voller Wärme einer Herzensangelegenheit Karls an. Der Erzherzog war nämlich um diese Zeit in eine Prinzessin von Baden verliebt, und wie Johann <sup>48</sup>), so suchte auch die Kaiserin mit allem den Frauen in solchen Dingen eigentümlichen Eifer



diesen Ehebund zu fördern<sup>49)</sup>. Wie sehr sich aber auch Maria Ludovica für diese Verbindung einsetzen mochte, so scheiterte sie doch an dem Widerstande des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen, der als Adoptivvater des Erzherzogs von dieser Heirat nichts wissen wollte<sup>50)</sup>. Als Karl sich dann später, im Jahre 1815 wirklich mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählte, freute sich die Kaiserin seines Glückes<sup>51)</sup> und ersieht für seine Zukunft den Segen Gottes<sup>52)</sup>. All diese Zeichen der Teilnahme sprechen wohl dafür, daß Maria Ludovica nicht aus persönlicher Abneigung gegen Karl in der scharfen Weise über ihn urtheilte, wie wir dies vernommen, sondern nur aus Verdruß darüber, daß er ihre Siegeshoffnungen nicht mit der von ihr erwarteten Energie realisierte. War doch ihr Lösungswort Krieg bis aufs Messer gegen Napoleon. Hierin wurde sie von ihrem Liebling, dem bekannten „Theatergrafen“ Ferdinand Pálffy aufs eifrigste unterstützt. Mit seiner Hilfe war es gelungen, im August 1809 die Rückberufung des nach der Schlacht von Wagram zurückgetretenen Ministers Graf Philipp Stadion zu bewirken — als berebtes Zeichen dafür, daß der Kampf gegen Napoleon von neuem aufgenommen werden sollte. Gerade den Einfluß dieses Grafen Pálffy auf die Kaiserin benützte im September 1809 die Friedenspartei, um den Kriegseifer Maria Ludovicass zu mäßigen. Aus einer kurzen Darlegung Pálffys erkennt man die Anschauungen, die damals in der Umgebung der Kaiserin über die Lage herrschten. „Wenn wirklich“ — schreibt er — „Friede wird, indem nun ohne Ausnahme alle Generale und Minister, die das Gute wollen, dafür stimmen, da Napoleon so viel cediert hat und die Umstände in ganz Europa so schlecht stehen, so kann dieser nur als ein langer Waffen-

... denn immerdar werden wir uns immer sehr gleich  
 des unendlichen, wenn Gott es noch nicht anders sein wieder  
 erlauben will und beschreiben, welches nach dieser Ansicht  
 in einem neuen und anderen Maßstabe möglich ist.  
 Daraus hat man zu verstehen, daß nach dem Zeugnis Gott  
 uns zu immer neueren Tugenden führen und höherer  
 Da Gott uns in uns selbst — wenn er auch nicht  
 einer Herrschaft über uns ist. Durch Saifu überzeugt,  
 daß es eine Verhinderung des Dienstes in Fortsetzung der  
 Familienangelegenheiten war, so verließ er, wie Maria Sudowica,  
 denn nur er in seinem Leben. Ihre Zustimmung zum  
 Friedensschlüsse: verließ er nicht, denn nach einer großen Ver-  
 anlassung für Österreich im Jahr 1809. Aber nicht  
 Enden, wie es die Kaiserin und Saifu gemindert, blieb an  
 der Seite der Kaiserin, sondern sein Nachfolger wurde Metter-  
 nich, mit dessen Aufstehen eine neue Epoche im Geschichts-  
 Leben der Monarchie beginnt.

III Die schweren und steten Enttäuschungen, wie sie  
 Maria Sudowica während des unglücklichen Krieges von 1809  
 erlebt, blieben jedoch nicht ohne tiefe Rückwirkung auf den  
 persönlichen Zustand der Kaiserin. Schon sehr frühe, fast  
 unmittelbar nach ihrer Hochzeit, war es für die Eingeweihten  
 kein Geheimnis, daß der Körper dieser schönen Frau von  
 einer auszehrenden Krankheit bedroht sei, wovon denn auch bald  
 weitere Kreise Kenntnis erhielten<sup>34</sup>). Von harter Konstitution  
 und als Erzherzogin an ein mehr zurückgezogenes Leben gewöhnt,  
 wollte sie dagegen als Herrscherin, um dem Kaiser zu gefallen,  
 alles mitmachen — eine Art Existenz, wozu ihre schwachen  
 Kräfte nicht hinreichten. Die unglücklichen Kriegserreignisse  
 und der Tod ihres Lieblingsbruders Karl, des Primas von

Ungarn, brachten die in ihr seit längerer Zeit im geheimen wütende Krankheit zum Ausbruche und warfen sie aufs Krankenlager<sup>55</sup>). „Die Kaiserin“ — schreibt Ferdinand Pálffy — „ist sehr schlecht, man hält sie allgemein für verloren; Sie können sich meinen leidenden Zustand dabei vorstellen<sup>56</sup>).“ Es war jedenfalls übertrieben, die Kaiserin für verloren zu erklären. Gleichwohl befand sie sich in einem Zustande, der um so mehr für sie besorgt machen mußte, als für sie das Wort Schonung gar nicht existierte<sup>57</sup>). Ihre Stieftochter, Erzherzogin Marie Louise, die mit ihr seit Besetzung Wiens durch die Franzosen im Mai 1809 in Ungarn weilte, giebt in ihren Briefen an ihren Vater häufige und ausführliche Nachrichten über die kaiserliche Stiefmutter, der sie gerne ihre „gute Gesundheit“ schenken möchte<sup>58</sup>). Die junge Prinzessin freut sich, so oft sie dem Vater Günstiges von der „lieben Mama“ berichten kann<sup>59</sup>), ist hingegen tief ergriffen, wenn sie sehen muß, „wie sie leidet und abnimmt<sup>60</sup>).“ Die Trennung von ihrem Gatten<sup>61</sup>), den Staatsgeschäfte fern von ihr halten, bedrückt schwer das Gemüt der kranken Kaiserin und ist nicht geeignet, ihre Genesung zu fördern. Manchmal hat sie die Empfindung, als hätten Kummer, große Leiden und schwere Kämpfe ihre Seele schon ganz von dem Irdischen an ihr getrennt<sup>62</sup>). Sie fühlt es, wie die Seelenkräfte sie verlassen<sup>63</sup>). „Es fehlt mir nichts Positives“ — schreibt sie an Franz — „allein die tiefe Melancholie, die mich drückt, macht mich kraftlos. Nebst aller Anstrengung um selbe zu überwinden, so hab ich Stunden, wo mir jedes Wort, jede Beschäftigung zuwider wären, wenn ich nicht Trost bei Gott suchen thäte. Ich fühle, daß die Maschine nicht mehr das ist, was sie war; denn die Mattigkeit bessert sich gar nicht<sup>64</sup>).“



verdient im Kriechen und Schmeicheln bestand. Nur mit mißliebigen Augen sah sie um die Person des Kaisers solche Menschen, die gerade wegen dieser ihrer Eigenschaften bei dem auf seine Würde als Herrscher sehr eifersüchtigen, oft schwankenden und unschlüssigen Franz leicht ein geneigtes Ohr fanden. So wollte sie auch den wegen seiner gemeinen und berüchtigten Gefinnungen unbeliebten Generaladjutanten Rutzschera aus der nächsten Umgebung ihres Gemahls entfernen und — was schon als feste Thatsache angenommen wurde<sup>75)</sup> — an seine Stelle den erprobten und tüchtigen General Stutterheim bringen. Stutterheim beging jedoch den Fehler vorzeitig von seiner Berufung auf den wichtigen Posten eines Generaladjutanten zu sprechen<sup>76)</sup>, und so blieb Rutzschera, über den Erzherzog Karl schon 1805 ein vernichtendes Urtheil gefällt. Die Verdrängung dieses Mannes aus dem Vertrauen seines Herrn wäre ein glänzender Beweis für den ungetrübten Einfluß der Kaiserin auf die Entschlüsse ihres Gemahls gewesen. Aber dieser Versuch mißlang gleich wie ein anderer mißglückt war, der, wenn sie damit Erfolg gehabt hätte, ihr unbedingt ein bedeutendes Übergewicht in den Staatsgeschäften verschafft hätte. Im Dezember 1809 hatte nämlich Maria Ludovica die Absicht, ihren Bruder Franz, der dann später eine sardinische Prinzessin heimführte, mit ihrer Stieftochter Maria Louise, der nachmaligen Gattin Napoleons I., zu verheiraten. Ihr geheimer Plan soll dabei gewesen sein, durch Erzherzog Franz, der als Schwiegersohn der Ablass des Kaisers gewesen wäre, sich eine gewichtige Stimme im Räte der Krone zu sichern. Marie Louise war diesem Projekte der Vermählung mit ihrem Vetter nicht geneigt, auf Drängen ihrer Stiefmutter

E. Bertheimer, Frauen des Kaisers Franz.

mußte sie jedoch einen Brief an den Kaiser schreiben, in welchem sie diesem ihre Neigung für den Erzherzog bekannte. Dreimal wurde dieser Brief von der Kaiserin corrigiert und als er in die Hände des Kaisers gelangte, hatten ihn schon Gegner dieses Planes von der wahren Lage der Dinge unterrichtet<sup>77</sup>). Franz lehnte den Antrag seiner Gattin ab, wir wissen nicht, ob schon mit Rücksicht auf eine eventuelle Verbindung seiner Tochter mit Napoleon. In seiner trockenen Weise soll er seinen abschlägigen Bescheid mit den Worten motiviert haben: „Der Franz hat nichts, Du hast nichts, ich hab auch nichts und das Mädel hat auch nichts, was soll das für eine Heirat machen<sup>78</sup>)?“ Für Maria Ludovica, die Napoleon aufs tiefste haßte, muß es gewiß ein großer Schmerz gewesen sein, als sie die ihrem Bruder zuge dachte Braut, die Frau des Todfeindes ihres Hauses werden sah. Denn sie war Marie Louise von Herzen zugethan. Noch vor ihrer Vermählung hatte sie erklärt, alles aufbieten zu wollen, um sich die Zuneigung ihrer Stieftochter zu erobern<sup>79</sup>). Ihre Briefe an den Kaiser bezeugen es auf das lebhafteste, daß sie die Erzherzogin wie ihre wirkliche Tochter betrachtete. „Ich fühle und theile gewiß Deine Freude so wie Deine Liebe für sie“ — schreibt sie — „ich glaube nicht, daß ich sie mehr lieben könnte, wenn ich sie in mein Leib getragen hätte; sie verdient es auch, denn ihr Grund ist vortrefflich, leider wenig oder falsch bearbeitet, aber das ist nicht ihre Schuld und da sie das Gute will, so hoffe ich mit Liebe, sie langsam dahin zu bringen, wo sie sein soll<sup>80</sup>).“ „Unsere Kinder sind alle wohl“ — heißt es ein andermal — „und bilden sich zu ihrem Vortheil, besonders die Louise wirst Du sehr verändert finden; ich kann Dir nicht sagen, wie viel Beweise von Anhänglich-

keit sie mir giebt<sup>81)</sup>." Als endlich Marie Louise als Gemahlin des Kaisers Napoleon nach Frankreich in ihre neue Heimat ziehen muß, ist sie vom Schmerze der Trennung von ihr so tief ergriffen, daß sie nicht die Kraft besitzt, ihr zum Wagen, der sie der Burg entführt, das Geleite zu geben<sup>82)</sup>. Nach ihren eigenen Empfindungen beurteilt sie die Gemütsstimmung des Kaisers, der nur mit schwerem Herzen seine Lieblingsstochter in die Fremde gehen sieht und ihr nach Inns vorausgefahren war, um noch einmal Abschied von ihr zu nehmen. „Ich bin nicht ihre leibliche Mutter“ — sagt sie dem in Inns weilenden Kaiser — „aber ich liebte sie als hätte ich sie geboren und kann nicht beschreiben, wie mir das Ganze kostet. Dir hab ich zu verdanken ihren Besitz, ewig wird Dir mein Herz erkenntlich dafür sein, sie hat mir nur Trost gemacht, ich kann nun nichts anders für sie thun, als beten<sup>83)</sup>.“ Sie bleibt auch ferner mit Marie Louise in lebhafter schriftlicher Verbindung — eine Korrespondenz, die leider bisher noch unbekannt geblieben ist. Die junge Kaiserin von Frankreich unterrichtet ihre gleichfalls junge Stiefmutter fortwährend von ihrem Thun und Lassen; sie sendet ihr Mittheilungen aus Holland, wohin sie sich bald nach ihrer Ankunft in Frankreich mit Napoleon begeben hatte. „Von der Louise“ meldet Maria Ludovica dem Kaiser — „erhielt ich einen Brief aus Laeken; sie ist sehr betrübt, daß kein Zeichen von Schwangerschaft vorhanden ist; schreibt, sie sei immer in Thränen, dann tanzt sie und spricht von lauter Unterhaltungen; klagt über zwanzig verschiedene Zustände als ausgehögelten Fuß, schreckliche Kolik, heftige Fieber, Delirium, Oppression auf der Brust, Nervenzustände, dann schreibt sie acht Briefe, tanzt, geht überall mit, beschreibt alle möglichen Moden. Sie haßt die Eng-

Länder, nichts gleicht den Franzosen u. s. f. Ich sage darauf, so gehes mit 19 Jahren. Gott erhalte sie nur in guten Grundfägen <sup>81</sup>).

Während Marie Louise durch ihr tücheres und anmuthiges Auftreten in Paris Erfolge feierte, wanderte ihre kranke Stiehmutter nach den böhmischen Bädern. Am 6. Juni kam sie nach Karlsbad, wo sie am Eingange zur Stadt einen Trageseffel bestieg, der so dicht geschlossen war, daß sie darin zu erstickten meinte <sup>82</sup>). Unter Musik und Gesang und umringt vom Magistrat, dem Schützencorps und dem von allen Seiten herbeigeströmten Volke, wird sie nach dem Kurorte geleitet, so daß es ihr scheint, „ich wäre die Kaiserin von China, im Triumph getragen“ <sup>83</sup>). Je weniger ihr Karlsbad als Stadt gefällt <sup>84</sup>), desto entzückter ist sie von der Lage des Ortes. „Du wärit“ — schreibt sie an Franz — „ungemein mit Karlsbad zufrieden, man kann sich keine schönere Gegend denken und wünschen; wenn sie auf mich Eindruck macht, so ist es viel gesagt, denn du kennst meinen Fehler, daß ich an solchen Vergnügungen wenig Geschmacß fühle. Die schönsten Wege, in Bergen und Felsen ausgehauen, bilden den schönsten englischen Garten und die vielfältige Abwechslung von Thal und Berg, von Wüste und bebauter Gegend ist höchst täuschend“ <sup>85</sup>). Der Kaiserin Aufenthalt in dem berühmten böhmischen Kurorte gewinnt ein erhöhtes Interesse durch ihr Zusammentreffen daselbst mit Goethe, der jetzt wie in späteren Jahren zur Herstellung seiner Gesundheit in Karlsbad weilte. Durch ein Gedicht desselben, das ihr ein weißgekleidetes Mädchen auf einem atlassenen Kissen überreichte, wurde sie bei ihrer Ankunft begrüßt <sup>86</sup>). Gleich den folgenden Tag — 7. Juni — wurde ihr der Dichtersfürst im sächsischen



Saale, der als Versammlungsort der vornehmen Gesellschaft diente, vorgestellt. „Ihre Majestät“ — berichtet der Badeinspektor Hoch — „geruheten auch den anwesenden Dichter Goethe ihrer gnädigen Aufmerksamkeit zu würdigen und durch ihre geistvolle Guld zur höchsten Bewunderung zu verleiten <sup>90)</sup>.“ Goethe war wirklich ganz entzückt von Maria Ludovica, über die er an seinen Herzog schrieb: „Das Aussehen der Kaiserin ist zart, aber nicht eben kränklich, wie denn wegen ihrer Gesundheitsumstände das Publikum wie die Ärzte getheilte Meinung ist. Sie trinkt Eselsmilch, weil man ihre Brust für angegriffen hält und scherzt oft über ihre Milchgeschwister. Überhaupt ist sie höchst angenehm, heiter und freundlich. Stirn und Nase erinnern an die Familienbildung. Ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede schnell, aber deutlich. In ihren Äußerungen hat sie etwas Originales. Sie spricht über die mannichfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und sonstiges und drückt durchaus ein eigenes Verhältniß dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, sondern wohl zusammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß“ <sup>91)</sup>. Wie Goethe jetzt und bei späteren Gelegenheiten, wo er wieder mit ihr zusammentraf, von der Kaiserin stets mit Enthusiasmus sprach, mit einem Enthusiasmus, den seine Freunde fast schon übertrieben fanden <sup>92)</sup>, so hat auch Maria Ludovica nur im Tone höchster Anerkennung von dem großen Dichter gesprochen <sup>93)</sup>. Trotzdem macht sie seiner in ihren Briefen aus dem Jahre 1810 dem Kaiser gegenüber gar keine Erwähnung. Erst 1812, als sie Goethe ein zweites Mal in Teplitz sah, denkt sie seiner mit den wenigen Worten: „Sonst ist fast

Man hat hier: Goethe der Dichtkünstler, der zugleich Geheimer Rat des Herzogs von Weimar ist, und noch einige Pers. . . . . Und doch hat er ihr vorgesien<sup>96</sup>), ja, wie man sich wissen wollte, Theaterstücke mit ihr gespielt, wofür sie diese Vorrede negir<sup>97</sup>). Es ist jedenfalls bedauerlich, daß sie sich über ihren Verkehr mit Goethe nicht eingehender geäußert. Mein einziges Urtheil über seine Werke liegt von ihr vor, so wie wir wissen, man einmal, wie sie die Gedichte<sup>97</sup>) aufgenommen, die er ihr zu Ehren verfaßt, für den jeder Wunsch der vor ihm herrschten Kaiserin ein Reich zu sofortiger Auszeichnung war. Als sie, im Begriffe von Karlsbad abzureisen, schied bedauern, nicht selbst Dichterin zu sein, um ihrer Zuständigkeit über den angenehm verbrachten Aufenthalt in dem Kurorte Ausdruck zu geben, ward dies für Goethe zum Anlaß, *Der Kaiserin Abschied* zu dichten<sup>98</sup>).

Dem Karlsbad begut hat Maria Ludovica nach dem Tode ihrer Götterin persönlich berühmten Kurorte Teplic, wo bei der ihr zu Ehren veranstalteten Illumination nachfolgende Gedichte ganz ihre Aufmerksamkeit erregt haben wird:

*„Auf Kaiserin's Entschieden  
Soll ich dich mit Glückseligkeit sehn.“*

Im Voraus geht es ihr bedauernd weniger als in Karlsbad. Ihr freier Geist fühlt sich unangenehm berührt davon, daß die allseitig anwesende aristokratische Gesellschaft sie hermetisch von dem übrigen Teile des Publikums abschließen wollte, eine Abneigung, die sie mit den Worten geäußert: „daß man in einem Kurorte nicht immer den Stempelstein suchen müsse“<sup>100</sup>).

Wie ihr Aufenthalt in Karlsbad durch das Zusammen- mit Goethe ausgezeichnet ist, so gewinnt ihr Verweilen

in Teplitz an Interesse durch die Begegnung mit König Louis von Holland, der sich seit Mitte Juli 1810 zum Kurgebrauche daselbst aufhielt. Bekanntlich hatte sich Louis, als er sich den Zumutungen seines Bruders nicht fügen wollte, im geheimen aus Holland nach Oesterreich geflüchtet, wo er auf Anraten seiner Ärzte vorläufig Teplitz zum Zufluchtsort wählte. Obwohl Napoleon die Entweichung seines Bruders sehr unangenehm berührte und er alles aufbot, denselben zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen, so ließ er es doch geschehen, daß Louis sich in Oesterreich ansiedle. Man kann sich daher leicht vorstellen, welch prüfende Blicke sich sofort auf Maria Ludovica richteten, um zu beobachten, wie sich die Kaiserin von Oesterreich in dieser kritischen Situation gegenüber dem Schwager ihrer Stieftochter benehmen werde. Es dauerte auch nicht lange, so ließ Louis, der den Titel eines Grafen St. Leu angenommen, die Kaiserin sondieren, ob er sich ihr nähern dürfe. Da es unmöglich war, erst vom Kaiser Instruktionen einzuholen, erteilte sie die Antwort, sie empfangen niemanden in ihrem Hause, sehe dagegen Fremde im Gartensaale, und dort könne sich ihr auch der Graf St. Leu, wie jeder angesehenere Kurgast, vorstellen lassen<sup>101</sup>). Als Louis im Saale erschien, wo die Kaiserin schon anwesend war, lenkte sich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese beiden interessanten Persönlichkeiten. Maria Ludovica aber that, als merkte sie nichts davon und begrüßte den König wie jeden andern Fremden, sprach mit ihm, der vor ihrem Sofa stand, von gleichgültigen Dingen, ließ dann den Faden der Konversation fallen, zum Zeichen, daß sich Louis entfernen möge, was er auch, den Wink richtig erfassend, that. Nach einiger Zeit kam er wieder, worauf sie sich, bis zum Verlassen des

Einmal unterwies er ihn mit seinen eigenen umfassenden Kenntnissen <sup>105</sup>. Sie trübte nur immer unmittelbar nach jeder Begegnung dem Kaiser sein Gemüth: „Er sieht von Friedrich eines Königs face humaine, wenn lebend und todt, aber in der That kann er sagen: sein Angesicht wäre mir lieber, wenn es einmahl eine Stimme und Worte gäbe, denn man wüßte dann die Verhältnisse. Seine Wesen vertheilen, ein Fürst hat gar zu viel davon frei gemußt“ <sup>106</sup>. Im Umgang war es auch, wo die Kaiserin dem berühmten Publikum wenig bemerkte, der nicht allen übrigen von ihrer Erscheinung ganz abwich. Wie er sie jetzt eine außerordentliche Frau nannte, so hatte er schon früher von ihr gesagt, daß sie eine Person von höherem Geist und von erhabener Seele sei, die in ihren Reden alles vereinige, was Kürze und Fichenswürdigkeit hervorbringen können <sup>107</sup>. Nach seiner Aussage unterhielt sich Maria Ludovica, der er öfter vorlas, bei solchen Gelegenheiten über die wichtigsten Gegenstände mit ihm. Mit geistreichen Menschen tiefe Probleme zu erörtern, scheint überhaupt eine Lieblingsneigung dieser an Kenntnissen reichen Fürstin gewesen zu sein. <sup>108</sup> Auch Erzherzog Johann erzählt, daß er mit ihr „manche interessante moralisch-philosophische Diskurse“ hatte <sup>109</sup>. Hier im böhmischen Rurorte bekam sie auch, eben als sie auf den Wall gehen wollte, die Nachricht vom Ableben der preussischen Königin Louise. Natürlich blieb sie der Unterhaltung ferne, an ihren kaiserlichen Gatten aber schrieb sie über die entseelte Königin: „Ohne sie zu kennen, beweine ich sehr ihren Verlust, alle hier anwesenden Preußen sind untröstlich“ <sup>110</sup>. Nun aber drängte es sie, die noch einige Tage vorher von sich bemerkt, daß ihr Geist noch kränker als ihr Körper sei <sup>111</sup>,

zur Rückkehr nach Wien. „Wie wird es mir wohl thun“ — ruft sie noch dem Kaiser aus Tepliz zu — „wieder bei Dir zu sein, Dich zu umarmen nach so langer Zeit; ich bin sicher, wie ich Dich kenne, daß ich Dir abgehe, siehst Du, wie ich stolz bin, aber Deine Liebe hat mich verwöhnt, ich zweifle nicht an derselben und glaube, daß Du oft an mich denkst“<sup>109</sup>).

Nach einer Angabe Erzherzog Johanns scheint Maria Ludovicas Einfluß auf den Kaiser nach ihrer Rückkehr aus Böhmen wieder stärker als in der vorausgegangenen Zeit gewesen zu sein<sup>110</sup>). Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in der Umgebung ihres Gatten sehr viele Feinde gehabt haben müsse, denen ihr scharfer Verstand<sup>111</sup>) wie ihr auf Herstellung geordneter Zustände in der Monarchie gerichteter Sinn nicht behagte. Oesterreich befand sich damals im Stadium der Zerrüttung. Einer kräftigen Hand hätte es bedurft, um in dies Chaos innerer Zustände, wie es insbesondere der unglückliche Ausgang des Krieges von 1809 hervorgerufen hatte, Klärung zu bringen<sup>112</sup>). Maria Ludovica gehörte nun mit zu jenen, deren vorzüglichstes Streben darauf gerichtet war, den Staat aus diesem Labyrinth herauszuführen. Bekanntlich suchte damals Graf Wallis durch gewaltsame Herabsetzung des Wertes der ins Riesenhafte angewachsenen Bankozettel, wie es sein berichtigtes Patent von 1811 anordnete, eine Gesundung der unseligen Finanzlage zu bewirken. Wir sind nicht näher darüber unterrichtet, ob die Kaiserin thätigen Anteil an diesen Operationen nahm, durch welche der Bankrott der Monarchie offenkundig wurde. Es scheint jedoch, daß sie kein Anhänger der gewaltthätigen Maßregeln des Finanzministers war, dessen Einlösungscheine das Volk „Einbildungscheine“ nannte, während es die Bankzettel einfach als

„Bankerotter!“ bezeichnete<sup>113</sup>). Um so weniger dürfte sie ein Freund des Wallis'schen Systems gewesen sein, als sie sich eifrig bemühte, den thätigen und hochverdienten Graf Karl Zinzendorf, der ein Gegner des Finanzministers war, wieder an die Spitze der inneren Verwaltung zu bringen. Von diesem wollte jedoch Kaiser Franz nichts wissen<sup>114</sup>). Sind wir nur auf Vermutungen rücksichtlich ihrer Haltung gegenüber dem Wallis'schen Finanzsysteme angewiesen, so wissen wir dagegen um so bestimmter, daß sie das Vorgehen des Ministers gegenüber dem ungarischen Reichstage von 1811/12 aufs entschiedenste tadelte. Die Wiener Regierung wollte die versammelten ungarischen Stände zur Mitwirkung an der Beseitigung der herrschenden düsteren Finanzlage bewegen, die das Wohl der Monarchie bedrohte. Allein es zeigte sich sehr bald, daß der ungarische Reichstag gar nicht gewillt sei, auf die Vorschläge der Regierung einzugehen. Ein Konflikt schien unvermeidlich. Unter solchen Umständen war man in Wien zu sehr ernsten Entschlüssen bereit. Allgemein hieß es, die Regierung plane die Unterdrückung der ihr höchst mißliebigen ungarischen Konstitution<sup>115</sup>). Maria Ludovica, die über alle Vorgänge in Ungarn durch äußerst detaillierte Berichte unterrichtet war, machte dem Kaiser Vorstellungen über die dort unternommenen falschen Schritte, durch welche er seinen Thron gefährde<sup>116</sup>). Sie machte auch Versuche, um den Erzherzog-Palatin Joseph, der zur Aufhebung der verfassungsmäßigen Rechte des seiner Leitung anvertrauten Ungarns seine Zustimmung verweigerte, zum Ausharren auf seinem Platze zu bewegen<sup>117</sup>). Ihr Ziel scheint ein in sich starkes Reich gewesen zu sein, das allen Eventualitäten zu trogen vermöge. Und wie hätte dies möglich sein sollen, wenn man sich mit Ungarn in einen

Kampf einließ, dessen Folgen für die Monarchie nicht abzu-  
sehen waren. Die Lage der europäischen Verhältnisse war  
auch gar nicht dazu angethan, um zu den sonstigen Verlegen-  
heiten noch schwere innere Krisen zu gesellen. Wußte man  
doch schon seit geraumer Zeit, daß es zwischen Rußland und  
Frankreich zu einer demnächstigen Abrechnung kommen werde.  
Es war leicht vorauszusehen, daß dann Napoleon alles auf-  
bieten werde, um den Wiener Hof vollkommen an sich zu  
ketten. Durch den Vertrag vom 14. März 1812 war Öster-  
reich bereits zur Stellung eines Hilfscorps gegen Rußland  
verpflichtet. Ehe sich nun Napoleon zur Armee begab, welche  
er gegen Alexander I. ins Feld führte, äußerte er noch den  
Wunsch, vorher mit Kaiser Franz und dessen Gemahlin in  
der sächsischen Hauptstadt zusammenzutreffen, wohin er auch  
die Kaiserin Marie Louise mitzubringen gedachte<sup>118)</sup>. Offen-  
bar wollte Napoleon dadurch vor den Augen von ganz Europa  
die innige Zusammengehörigkeit zwischen den beiden kaiser-  
lichen Familien bekunden. In Wien war man über diese Zu-  
sammenkunft zwischen Franz und Napoleon gar nicht erfreut;  
man befürchtete davon üble Folgen für die Monarchie. Einige  
waren sogar mit Rücksicht auf die Handlungsweise, welche  
Napoleon gegenüber der spanischen Königsfamilie beobachtet  
hatte, für das Leben des Kaisers Franz besorgt und meinten:  
„Nun beginne der letzte Akt des Trauerspiels“<sup>119)</sup>. Ähnlich  
dachte Erzherzog Johann, der im Gefolge seines Bruders  
keinen einzigen Mann sah, dem er die Kraft zutraute, den  
Kaiser vor den Intriguen und Lockungen Napoleons zu  
warnen. Einen Trost gewährte es ihm daher, daß auch  
Maria Ludovica mit nach Dresden reise. Sie schien ihm die  
einzige Person, die Scharfblick genug besitze, alle Vorgänge

richtig zu beachten und ihren Gemahl von Übereilungen zurückzuhalten<sup>120</sup>). Maria Ludovica, die Napoleon nach Metternichs Worten „streng feindlich“ gesinnt war<sup>121</sup>), hatte sich jedoch nur ungern zur Fahrt nach Dresden entschlossen<sup>122</sup>). Kaiser Franz selbst war von vornherein überzeugt, daß Napoleon seiner Gattin mißfallen werde, „weil er“ — wie sein Ausspruch lautet — „so gemeinweg sei“<sup>123</sup>). Aber auch dem Kaiser der Franzosen war es kein Geheimniß, daß seine junge, schöne Schwiegermutter von Gefühlen der Abneigung gegen ihn erfüllt sei<sup>124</sup>). Erzählte man sich doch, er behauptete, die im Jahre 1809 gegen sein Leben gerichteten Anschläge seien vorzugsweise von der Kaiserin betrieben worden; daß er überzeugt sei, sie verbreite mit Vorliebe das Gerücht, Marie Louise fühle sich höchst unglücklich an seiner Seite<sup>125</sup>). Unbuddsam wie er war, in seiner Gegenwart noch andere Personen glänzen zu sehen, mochte es ihn jetzt doppelt verbrießen, daß diese Frau, seine entschiedene Gegnerin, neben ihm den Gegenstand besonderen Interesses bei der Dresdener Bevölkerung bildete; daß sich unter ihren Fenstern stets eine große Menge Volkes versammelte<sup>126</sup>) und sie, wie es in einem Berichte heißt, durch ihre Liebenswürdigkeit und Anmut alles entzückte<sup>127</sup>). Trotzdem verhüllte er seinen Groll. Er war sogar bestrebt, den ganzen Zauber seines Wesens, mit dem er die Menschen wie ein vollendeter Meister zu bestricken wußte, auf Maria Ludovica wirken zu lassen. Offenbar lag ihm daran, sie zu entwaffnen. Der Sekretär Marie Louises, Baron Meneval, behauptet<sup>128</sup>), daß ihm dies auch gelungen sei. Ihre Hofdame, die Generalin Durand, ist jedoch der entgegengesetzten Ansicht<sup>129</sup>). Nach Äußerungen Erzherzog Johanns<sup>130</sup>) scheint es aber sicher, daß die Durand die Lage



der Dinge richtiger als Meneval beurtheilte. Maria Ludovica hat in der That ihre Abneigung gegen den französischen Herrscher nicht überwinden können und dieser mochte jetzt mehr als je davon überzeugt sein, daß ihn die Kaiserin aus der Tiefe ihrer Seele hasse. Nun war es für ihn zweifellos, daß diese Frau sich sofort an die Spitze seiner Feinde stellen werde, falls er im bevorstehenden russischen Feldzuge eine Niederlage erleiden sollte. Allein Napoleon war zu sehr von seiner Macht und seinen schier unererschöpflichen Hilfsquellen erfüllt, um sich durch solche Erkenntnis in seiner Siegeszuversicht erschüttern zu lassen. Voll kühner Pläne eilt er in den Kampf, um den ehemaligen Freund und Verbündeten zu demüthigen. Erwartet er doch von diesem Feldzuge die unbestrittene Weltherrschaft als Krönung seiner bisherigen Thaten. Wie ganz anders war der Zustand Maria Ludovicas beschaffen! Krank und leidend mußte sie sich zur Stärkung ihrer sehr geschwächten Gesundheit wieder nach Teplitz begeben. Ehe sie jedoch dahin aufbrach, war sie in Prag noch einmal mit Marie Louise zusammengetroffen. Wenn erzählt wurde, daß die Kaiserin ihre Stieftochter wegen ihrer prachtvollen Diamanten und herrlichen Spitzen voll Neid betrachtet habe<sup>181)</sup>, so scheint dies mehr auf Hofklatz als auf Wahrheit zu beruhen. Mag sein, daß sie als Frau den glänzenden Schmuck der französischen Kaiserin bewunderte — aber deswegen mußte sie, die selbst über prächtige Diamanten und Spitzen verfügte, noch nicht neidisch auf Marie Louise blicken. Wäre sie nicht schon durch ihre ganze Gesinnung vor solch niedrigen Anwandlungen beschützt gewesen, so beweisen zum Überfluß noch ihre Äußerungen über die französische Kaiserin, daß sie für dieselbe nur Gefühle der Liebe hegte, die jede



der seinerseits es gerne wiederholte, daß er mit Freuden sein Leben für diese göttliche Frau hingeben würde, ward von dieser zarten Aufmerksamkeit zu Thränen gerührt<sup>186</sup>). Doch fehlt es diesem schönen, heitern Aufenthalt auch nicht an Trübung. Man hatte nämlich dem Kaiser hinterbracht, sie empfinde den damals gleichfalls in Teplitz weilenden russischen Grafen Golowkin in ihrem Hause, was, bei der neutralen Stellung Oesterreichs, von Napoleon leicht als offenkundige Vorliebe für die Russen hätte ausgelegt werden können. „Ich küsse dir die Hand“ — entgegnet die Kaiserin ihrem Gatten — „mich in Rücksicht des Golowkin gewarnt zu haben; ich begreife sehr wohl, daß es höchst unschicklich wäre, wann ich Russen bei mir sehe.“ Sie bestreitet dies, da sie ihm nur auf Spaziergängen oder beim Fürsten Clary begegnet sei, wo wohl von seiner Reise nach China die Rede war, aber nie, mit keinem einzigen Worte der Politik gedacht wurde. „Ich wäre untröstlich“ — fügt sie hinzu — „wenn sie sich zu meiner Badkur gesellet<sup>187</sup>).“ Inzwischen hatte ihr der Kaiser geschrieben, er wünsche aus gewissen Gründen, die sie stichhaltig findet aber nicht weiter erörtert, sie möchte nach Wien zurückkehren. Sein Wille ist, wie sie sagt, für sie der entscheidendste Grund; sie ist beglückt darüber, daß der Kaiser nach ihrer Heimkehr verlangt: „Was Du mir von Melancholie schreibst“ — erwidert sie — „sind ich sehr natürlich und denen gegenwärtigen Umständen angemessen, es betrübt mich; doch wenn ich vermuthen konnte, daß meine Abwesenheit hiezu beiträgt, so würde es mir, ich gestehe es, zum Trost dienen, mich aus dem Wahn reißen, Dir gleichgültig zu sein. Deine Offenheit mir hierüber zu schreiben, mich zur Rückkunft auffordern, kann mich nur freuen, auch werde ich nach vollendeter Kur

von Jenseit nach der Erde. Die ersten vorzüglichen Stunden  
verlebte er in Rom. Er ist nicht nur selbst in der ersten Ge-  
burtstunde geboren, sondern steht am Anfang jeder Kunst. Ich  
traue mich nur der Unwissenheit. Das meiste zu machen, da  
es nicht mehr zu lernen ist. Das ist die erste Kunst.<sup>139</sup>

Nach Wien zurückgekehrt, wird er wieder zum Jüngling  
erklärt. Die ersten Stunden der für das weitere Schicksal  
der Monarchie mit großer Bedeutung und Bedeutung wie  
auch mit der ersten in die deutsche Sprache übertragung  
verlegt durch die Kaiserin empfangene Kaiserin, die Napo-  
leon immer Napoleon nennt. Am Ende es sich  
denn, welche Stellung Österreich gegenüber der ersten  
ersten einnehmen sollte. Die verschiedenen Strömungen  
machte in der ersten. Die ersten Napoleon hätten am  
Ende der ersten Verlauf des ersten Krieges an Auf-  
stand und ersten gesehen, welche im Februar 1813 als Ver-  
bündete gegen den französischen Kaiser kämpften. Davon aber  
wollte Maria Theresia nichts wissen. Ihrer Ansicht nach  
sollte sich Österreich unabhängig halten und ziehen, wie sich  
die Gegner gegenseitig anreizen, um hernach als unverletzte  
Macht eingreifen zu können<sup>140</sup>. Denn davon war sie durch-  
drungen, daß es unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich  
sein würde, den Frieden herzustellen. Trotz der scheinbaren  
Bemühungen Metternichs, eine Versöhnung zwischen den  
kriegführenden Mächten herbeizuführen, beharrte sie auf ihrer  
Meinung, daß der Friede eine unausführbare Chimäre sei und  
mit ihren Freunden wettete sie um Bücher, daß Napoleon  
unterliegen müsse<sup>141</sup>). Als dann auf Anregung Metternichs  
zwischen den verbündeten Preußen-Russen und Napoleon ein  
Waffenstillstand geschlossen wurde, um dadurch für Friedens-

unterhandlungen den Weg zu eröffnen, verkündete sie, daß deswegen der Friede doch nicht zu stande kommen werde. „Die Nachricht des Waffenstillstandes“ — schrieb sie am 12. Juni 1813 an den Kaiser — „macht in Wien tiefen Eindruck; sie stört mich nicht in meinen Ansichten; erstens bin ich überzeugt, daß Rußland selbst geschlossen um Österreich Zeit zu seinen Vorbereitungen zu gewähren, zweitens sehe ich die Stellung der Armeen zum Vortheil der Russen und Schaden der Franzosen, die sich in einen Weg vertiefen, wo sie vorn und seitwärts geschlossen werden. Auf meine Bücher freue ich mich unerschütterlich<sup>142)</sup>.“ Sie ist jeden Augenblick darauf gefaßt, daß der Waffenstillstand gekündigt und Österreich in die Reihe der Kriegführenden eintreten werde. Deshalb überrascht sie die Anordnung des Kaisers nicht, daß eventuell die kaiserliche Familie mit den obersten Behörden die Residenz zu verlassen hätten. „Die Räumung Wiens“ — erwidert sie dem Kaiser — „ist eine Folge ihrer geographischen Lage, sie kann für Individuen (ich mit gerechnet) höchst empfindlich sein, ohne daß man darauf Rücksicht nehme; ein glückliches End ist der Zweck, alles, was hiezu führt, muß man bewerkstelligen, alles muthig dulden, standhaft ausharren und der Erfolg wird großer Ersatz sein<sup>143)</sup>.“ Nur eine Angst beherrschte sie, daß Napoleon die Friedensbedingungen Österreichs im letzten Momente doch annehmen könnte und daher ist sie froh, als sie vom Kaiser vernimmt, daß er das Schwert gegen Napoleon werde ziehen müssen. „Ich war überzeugt“ — lautet ihre Antwort — „daß an keine Friedensverhandlungen auch nicht dem Scheine nach zu denken sei, Napoleon will und kann keinen schließen und für Österreich ist sein Starrsinn ein großer



Sinn, ein Willen und eine Macht entgegensteht<sup>147)</sup>." Aber selbst diese mutige, beherzte Fürstin erbebt am Vorabende der Kriegserklärung Österreichs einen Moment vor den Folgen, welche dieser Entschluß für die Monarchie nach sich ziehen könnte. Doch nur für einen Moment, und gleich ist sie wieder die starke Seele, die, nachdem die Würfel gefallen, jeden Gedanken an Zurückweichen weit von sich weist. „Ich begreife“ — äußert sie am 11. August zum Kaiser — „wie erschütternd die Annäherung des Kriegsausbruches sein muß, ich fühl' sie gewiß eben so lebhaft, der Himmel gebe einen guten Erfolg und mache, daß Napoleon in Böhmen einbreche und nicht, wie ich immer besorge, durch Würzburg, Regensburg nach Oberösterreich hervordringe. Fester Wille, auszuharren in dem, was einmal begonnen wird, ist mein heißester Wunsch<sup>148)</sup>." Dieser heiße Wunsch wird erfüllt. Österreich ist nun im Lager der Preußen und Russen. Vergebens waren alle Listen und Intriguen Napoleons gewesen, den Wiener Hof an sich zu fetten, vergebens hatte er versucht, in Dresden Metternich einzuschüchtern. Napoleon war selbst überlistet worden, als er die Friedensanträge des österreichischen Ministers abgelehnt hatte. Er hatte übersehen, daß Metternich diese Gelegenheit mit wahrer Freude ergriff, um sich von Frankreich loszumachen und den Gegnern desselben näher zu treten. Zuerst erscheint Metternich in dem welthistorischen Jahr 1813 als einfacher, dann als bewaffneter Vermittler, um schließlich seinen Kaiser in das Lager der Preußen und Russen zu führen. So wurde von ihm der Bau zu einer mächtigen Koalition aufgeführt, wie sie Napoleon noch nie mächtiger sich gegenüber gesehen hatte. Es war eine Koalition, deren Stärke in der Überzeugung ruhte, daß jetzt oder nie die Befreiung vom Joch der Fran-

ganz sicher, wenn nicht. ~~Karoline~~ ~~ausdrücklich~~ ~~Ser-~~  
~~gent~~ ~~hat~~ ~~in~~ ~~se~~ ~~ihre~~ ~~Vertrauen~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Zeit~~ ~~des~~  
~~Vertrauens~~ ~~nicht~~ ~~zu~~ ~~haben~~ ~~und~~ ~~sein~~ ~~ist~~ ~~es~~ ~~ja~~ ~~die~~  
~~erste~~ ~~Veranlassung~~ ~~war~~ ~~ihre~~ ~~zu~~ ~~schicken~~ ~~da~~ ~~er~~ ~~nachdem~~  
~~er~~ ~~früher~~ ~~in~~ ~~se~~ ~~ihrem~~ ~~Vertrauen~~ ~~stark~~ ~~immerhin~~  
~~mit~~ ~~einer~~ ~~Vertrauens~~ ~~in~~ ~~Karoline~~ ~~war~~. ~~Nach~~ ~~geht~~  
~~noch~~ ~~mit~~ ~~sehr~~ ~~mit~~ ~~sehr~~ ~~mit~~ ~~ihrem~~ ~~unheimlichen~~ ~~Worte~~,  
~~da~~ ~~er~~ ~~in~~ ~~ihrem~~ ~~Vertrauen~~ ~~gegenüber~~ ~~den~~ ~~Kaiser~~ ~~hätte~~ ~~einen~~  
~~bestimmten~~ ~~Entschluß~~ ~~mit~~ ~~der~~ ~~Entscheidung~~ ~~bezügelt~~. ~~Karoline~~  
~~war~~ ~~früher~~ ~~zu~~ ~~schön~~. ~~Sie~~ ~~war~~ ~~früher~~ ~~schön~~ ~~in~~ ~~dem~~  
~~nach~~ ~~des~~ ~~Wortes~~. ~~in~~ ~~dem~~ ~~er~~ ~~war~~ ~~da~~ ~~nicht~~ ~~jede~~ ~~von~~  
~~ihm~~ ~~stammte~~ ~~—~~. ~~In~~ ~~der~~ ~~gewissen~~ ~~Sammlung~~ ~~zu~~ ~~ihre~~  
~~Blick~~ ~~immerhin~~ ~~auf~~ ~~der~~ ~~Entscheidung~~ ~~beruht~~, ~~wo~~  
~~die~~ ~~Entscheidung~~ ~~nach~~ ~~der~~ ~~Worte~~ ~~zu~~ ~~schicken~~ ~~ist~~.  
~~Sie~~ ~~schickte~~ ~~er~~ ~~nach~~ ~~dem~~ ~~Ende~~ ~~mit~~ ~~sehr~~ ~~anderer~~ ~~Art~~  
~~als~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Zeit~~ ~~er~~ ~~schickte~~ ~~ihre~~. ~~Karoline~~ ~~gelangt~~ ~~es~~,  
~~ihre~~ ~~Gegner~~ ~~der~~ ~~Dresden~~ ~~ist~~ ~~mit~~ ~~U. Knappe~~ ~~hätte~~ ~~persön-~~  
~~lich~~ ~~geprochen~~. ~~ist~~ ~~ihre~~ ~~er~~ ~~ist~~ ~~nicht~~ ~~persönlich~~. ~~Karin~~ ~~Endo-~~  
~~witz~~ ~~ihre~~ ~~er~~ ~~hatte~~ ~~nicht~~ ~~genau~~ ~~Kennntnis~~ ~~der~~ ~~meisten~~ ~~Sach-~~  
~~lage~~ ~~gegenüber~~ ~~zu~~ ~~ihre~~. ~~Nach~~ ~~mit~~ ~~dem~~ ~~St. Knappe~~ ~~schreibt~~ ~~sie~~  
~~dem~~ ~~Kaiser~~: „Karoline ~~ist~~ ~~verleitet~~ ~~und~~ ~~jede~~ ~~seiner~~ ~~Nach-~~  
~~richten~~ ~~wird~~ ~~ihn~~ ~~dem~~ ~~Ende~~ ~~näher~~ ~~bringen~~, ~~gleichzeit~~ ~~sein~~  
~~End~~ ~~in~~ ~~wenig~~ ~~Tagen~~, ~~daß~~ ~~höher~~ ~~für~~ ~~uns~~, ~~währet~~ ~~der~~ ~~Krieg~~  
~~länger~~, ~~so~~ ~~reißt~~ ~~die~~ ~~moralische~~ ~~Krankheit~~ ~~des~~ ~~jetzigen~~ ~~Geistes~~  
~~immer~~ ~~mehr~~ ~~ein~~. ~~Dresden~~ ~~wird~~ ~~ein~~ ~~Steinhausen~~ ~~werden~~;  
~~um~~ ~~jeden~~ ~~Mann~~, ~~den~~ ~~wir~~ ~~verlieren~~, ~~ist~~ ~~schad<sup>150</sup>).~~“ ~~Sie~~ ~~er-~~  
~~hielt~~ ~~nur~~ ~~die~~ ~~Nachricht~~ ~~vom~~ ~~Rückzuge~~ ~~der~~ ~~Verbündeten~~, ~~der~~  
~~sie~~ ~~bestürzt~~ ~~macht~~. „Doch“ — ~~fügt~~ ~~sie~~ ~~hinz~~ — „bin ~~ich~~  
~~nicht~~ ~~ängstlich~~, ~~er~~ ~~muß~~ ~~und~~ ~~wird~~ ~~zu~~ ~~Grunde~~ ~~gehen~~, ~~nur~~ ~~Muth~~,  
~~Standhaftigkeit~~ ~~und~~ ~~ein~~ ~~Centralpunkt~~, ~~dann~~ ~~kann~~ ~~alles~~ ~~gut~~



gehen<sup>151)</sup>." Unterdeffen verbreitete ſich in Wien das Gerücht, daß bald „lautmäuliger“ wurde: Napoleon habe gefiegt. Von allen Seiten um Auskunft beſtürmt, ſucht ſie die erſchreckten Gemüther zu beruhigen. Schon weiß ſie aber, daß im Hauptquartier nicht die beſte Harmonie herrſche und Kaiſer Alexander, den ſie weit weg vom Schauplatz wünſcht<sup>152)</sup>, die Schuld an dem Verluſte der Schlacht bei Dresden trage. „Gott gebe“ — ruft ſie aus — „daß beſſere Nachrichten uns erfreuen; wenn man nur fortſetzt zu raufen und dem Feind nicht Zeit läßt en détail anzugreifen. Ich wünſchet ſehr, daß Kaiſer Alexander die Armee verließ, allein es ſcheint mir nicht wahrſcheinlich, der Starrſinn des Barclay-Tolly ſcheint unverzeihlich, ein großes Unglück mit fremden Mächten in Einverſtändniß handeln zu müſſen, denn letzteres iſt unerreichbar. Ich denke oft und vielmal an Dich beſter Schatz und werde bei Gelegenheit der öffentlichen Gebete im Eifer des Gebetes Deiner ſehr eingedenk ſein<sup>154)</sup>." Erleichtert athmet ſie auf, als endlich anſtatt Niederlage die frohe Botſchaft: Sieg, an ihr Ohr tönt. Blücher hatte eben Macdonald an der Raabſchlag geſchlagen und beſſen Truppen mit bedeutenden Verluſten nach der Lauſitz zurückgeworfen. Gleich darauf war Vandammes Corps bei Kulm und Nollendorf (29. und 30. Auguſt) aufgerieben worden. Am 6. September erfocht dann Bernadotte bei Dennewitz einen Sieg über Marſchall Ney. Interſſant iſt es, wie Maria Ludovica, die nur fort und fort ſolch frohe Nachrichten erhalten möchte, gleich einem Felbherrn all die Möglichkeiten erwägt, die Napoleon unter ſolchen Umſtänden ergreifen könnte. „Ich geſtehe“ — ſchreibt ſie am 10. September — „daß es mir nicht wahrſcheinlich ſcheint, daß Napoleon mit ſeiner ganzen Macht gegen Blücher vor-

Manne ist gewiss nicht, daß er uns anlocken will, um sich mit uns zu messen: Gott gebe seinen Segen: ich hab gestern mit meine Andacht gebetet und sehr eifrig gebetet<sup>155</sup>).“  
 Seit nun Kriegsunterhandlungen zu jeder Augenblick eine Andeutung der drohenden Gefahr dem Kaiser vor dem Kaiser zu sein, die man Napoleon vernichten könnte, nur dem sie anheim, daß er es keinesfalls wagen wird, seine Truppen nach Böhmen zu verschieben<sup>156</sup>). „Militairisch“ — sagt sie — „habe ich mich gewarnt, er dränge in Böhmen vor, um meine Länder: aber wenn ich auf meine geographische Lage sehe, daß man Österreich keinen Sieg, keinen Nutzen bringen kann, so betrachte ich als eine Wohlthat der Vorsehung, daß er nicht zur zum Angriff kommen; Blücher und Bernadotte werden uns retten und Napoleon ist ichen mächtig, als er es schrecklich sein wird<sup>157</sup>).“ Nach diesen Worten kann man sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen sie die Nachricht vom Siege bei Leipzig entgegennahm. „Ich bin überzeugt“ — schreibt sie sofort dem Kaiser — „daß der Feldzug eben so günstig fortschreiten wird als bisher und möchte im voraus alles prophezeien. Ich danke Gott, daß Du recht wohl bist und da die Gefahr überstanden ist, so freut es mich herzlich, daß Du bei der Schlacht zugegen warst. Die Gefangenennahme des Königs von Sachsen gehört zum Jahrhundert, er wird vermuthlich pensioniert werden<sup>158</sup>).“

Nur die eine Sorge bebrückt sie, daß Napoleon über den Rhein entkommen könnte. „Es wäre mir sehr leid“ — lauten ihre Worte — „wenn Napoleon sich bei Mainz durchschlug, weil dann künftiges Jahr der Kampf von Neuem beginnt, in jedem Fall ist er gewiß verloren“<sup>159</sup>). Nach dem Siege von

Hanau über Brede war es Napoleon wirklich gelungen, sich den Weg nach Paris zu eröffnen, wo er bald nach seiner Ankunft alle Anstalten trifft, um, wie Maria Ludovica besorgte, den Krieg mit neuen Kräften fortzusetzen. Doch findet er nicht mehr die gleiche Bereitwilligkeit, wie in den Tagen des Triumphes und der Erfolge. Von allen Seiten droht Abfall und schwer fällt es im Innern Frankreichs neue Soldaten auszuheben. Noch gelingt es ihm aber, fast in letzter Stunde, das von ihm weichen Siegesglück an seine Fahnen zu fesseln und den Alliierten Schläge zu versetzen, die im Lager derselben den Gedanken an Rückzug aufkommen lassen — eine Eventualität, die auch jetzt keinen Augenblick den Glauben der Kaiserin an den endlichen Sturz des französischen Kaisers erschüttern kann. „Vermöge dessen, was du mir geschrieben“ — heißt es in ihrem Briefe vom 7. Februar 1814 — „könnte freilich unser Rückzug erfolgen, aber dieses soll niemand abschrecken; es wird noch viel gerauft werden; endlich fällt doch Napoleon mit seiner Person, denn dies bestimmte der Geist der Zeit“<sup>160</sup>). Allein wie sehr auch Maria Ludovica sich ununterbrochen zum Propheten des bevorstehenden Unterganges Napoleons macht, so ist es gerade ihr eigener Gatte, der in diesen Tagen an der Erhaltung seines Gegners arbeitet. Maria Ludovica bestätigt dies selbst in einem ihrer Briefe, und auf diesen Wunsch des Kaisers Franz, seinen Schwiegersohn zu retten, ist auch die Geneigtheit der Mächte zurückzuführen, jetzt auf Grundlage der natürlichen Grenzen Frankreichs mit Napoleon Frieden zu schließen. „Du sagst“ — schreibt sie am 25. Februar — „daß Du und Engelland an der Erhaltung Napoleons arbeitest; ich kann Dir nicht verhehlen, daß Du mich darin gut kennst, denn wenn ich es

hundertmal hören, so bleibt mir die Überzeugung, daß England ihn stürzen will und stürzen wird. Mehr läßt sich sagen, aber nicht schreiben“ <sup>161</sup>). In dieser Beziehung irrte sich die Kaiserin auch nicht. Aber obwohl der englische Minister Castlereagh seit Januar 1814 die Beilegung des französischen Kaisers ins Auge gefaßt und dafür plaidiert hatte, so waren trotzdem bis Mitte März 1814 die Mächte bereit, sich mit Napoleon, als dem augenblicklichen Herrscher Frankreichs, zu verständigen <sup>162</sup>). Wenn dies nicht gelang und der Congreß von Châtillon vergebens tagte, so war niemand anderer daran schuld als Napoleon selbst, der durch seine unmäßige Verblendung seinen eigenen Fall bewirkte <sup>163</sup>). Mit Rücksicht hierauf durfte freilich Maria Ludovica fort und fort sagen, daß er seinem Schicksale nicht entgehen werde. „Noch glaube ich nicht“ — äußert sie am 29. März 1814 — „daß Napoleon sehr in die Enge kömmt, es müssen noch einige Monate verlaufen, dann aber geht er zu Grund, so sprich ich seit anno 1811 auf meinem Dreifuß“ <sup>164</sup>). Allein, wenn sie von unerbittlichem Haß gegen Napoleon erfüllt erscheint, so nimmt sie dagegen seit den ersten Unglücksfällen der französischen Armee den lebhaftesten Anteil an den Geschicken Marie Louises. „Wollte Gott“ — so schreibt sie am 24. November 1813 — „daß ich Nachrichten von unserer guten Louise hätte, für welche ich oft in Angsten bin, da ihre Lage sehr drückend ist“ <sup>165</sup>). In der That befand sich die französische Kaiserin in einer wenig beneidenswerten Situation. Seitdem Napoleon nach einem bewegten Abschiede von ihr, am 25. Januar 1814, seine Hauptstadt verlassen, wo sie als Regentin weilte, drängten die Allirten mit immer größerem Ungestüm gegen Paris heran. Der Fall der Kapitale schien bevorstehend. Sollte

unter diesen Umständen Marie Louise mit ihrem Sohne in Paris bleiben? Der Regentschaftsrat entschied sich am 28. März für das Verlassen der Residenz. Es wird versichert, daß Marie Louise zum Ausharren geneigt war und sogar entschlossen gewesen wäre, sich und ihr Kind dem Schutze der Pariser anzuvertrauen. Vor dem Votum ihrer Räte verschwand diese heroische Aufwallung und am 29. März verließen die Regentin und der kaiserliche Prinz Paris, um sich nach Blois zu begeben. Während Marie Louise ihren Sitz in dieser Stadt nahm, äußerte ihre Stiefmutter, die wir stets die Partei kühner und kräftiger Entschlüsse ergreifen sehen: „Gott stärke unsere beste Louise, auf die ich immerwährend denke; ich möchte, daß sie in Versailles verblieb, denn sie hat niemanden zu fürchten“ <sup>166</sup>). Inzwischen hatte jedoch Maria Ludovica von der Abreise ihrer Stieftochter aus Paris Kenntniss erhalten, von der sie irrtümlicherweise annahm, daß sie sich anstatt nach Blois nach Tours begeben hätte. „Ich kann Dir nicht bergen“ — sagt sie diesbezüglich zum Kaiser — „daß mich die Nachricht von der Abreise unserer besten Louise nach Tours sehr erschütterte und in die bangigste Lage versetzt; Gott beschütze sie, aber bis ich sie nicht in unseren Händen weiß, kann ich mich nicht beruhigen; ich stelle mir Deine Leiden vor, um so lebhafter als ich meine fühle. Weiß Gott, was bis jetzt geschehen, er wird dieses unschuldige Opfer beschützen, ich hoffe es mit Zuversicht“ <sup>167</sup>). Wie große Teilnahme sie auch für die unglückliche Kaiserin der Franzosen bekundet, so fällt es ihr doch keinen Augenblick ein, diese oder ihren Sohn auf dem Thron von Frankreich erhalten zu sehen. Nach dem Einzuge der Alliierten in Paris äußert sie größte Befriedigung über die von ihr „längst vermutete Wendung“ <sup>168</sup>),

und es stiele in der That, als in der That, daß sich ihr Gott und dieser Schicksal über die Niederlegung der Krone nicht hinweg zu lassen. Komme doch Alexander I. die Krone der seine Krone nicht mehr XVIII. als König von Preußen nicht weniger<sup>169</sup>. Erst in letzter Stunde fiel, nicht ohne einige Zweifel<sup>170</sup>, die Entscheidung zu Gunsten der Krone. In der Zeit allerdings in Frankreich nur geringe Unterstützung wurde. Mit Bezug darauf, daß die Wahl nicht auf der Krone von Orléans, sondern auf Ludwig XVIII. fiel, schreibt Maria Ludovica am 12. April an den Kaiser: „Von Dir habe ich noch keine Nachrichten erhalten, aber der Fürst von Berg ist heute mit den erfreulichsten Details über den Erfolg in Paris, und besonders ist es mir lieb, mich seiner zu sehen in der Wahl des neuen Königs. Gott Lob, daß es der rechtmäßige ist und nicht der Orleans, wie ich befürchtete. Übrigens geht alles den konstitutionellen Weg und Kaiser Alexander ist das wahre Modell des Geistes der Zeit, zu allen Rollen brauchbar bei dem besten Willen und Gefühnen<sup>171</sup>“. Noch immer aber wollte Maria Ludovica nicht daran glauben, daß Napoleon freiwillig auf die Krone verzichten werde. Auch schien es ihr ganz undenkbar, daß, wie dies der eben aus Paris in Wien eingetroffene Graf Chotek erzählte, der gestürzte Imperator sich nach Elba begeben habe<sup>172</sup>). Zu ihrer Überraschung war das eine wie das andere eingetreten: Napoleon hatte, gedrängt von seinen Generalen, freiwillig in die Abdikation gewilligt und Elba für sich als souveränes Fürstentum erlangt, wohin er seine Reise infolge verschiedener von ihm ausgehender Verzögerungen anstatt am 15. erst am 20. April 1814 antrat<sup>173</sup>). Wenn Napoleon bei seiner Verzichtleistung von der Absicht geleitet

wurde, dadurch seinem unmündigen Sohne unter der Regentschaft Marie Louises die Krone von Frankreich zu sichern, so ließ er sich hierbei von einer artgen Täuschung irreführen. Mit der einmal ausgesprochenen Anerkennung Ludwigs XVIII. von seiten der Alliierten und des französischen Senates war jedes derartige Ansinnen null und nichtig; Napoleon mußte daher in seiner endgültigen Abankungsurkunde für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien entsagen. Dafür bestimmten die Verbündeten für Marie Louise und ihren Sohn als zukünftigen Sitz die Herzogtümer von Parma und Piacenza. Schon Meneval hatte angedeutet, daß die Übertragung dieser Länder an die entthronte Kaiserin ohne eigentliche Mitwirkung ihres Vaters erfolgt sei <sup>174</sup>). In ähnlichem Sinne äußert sich Maria Ludovica, wenn sie am 18. April an Kaiser Franz schreibt: „Das Schicksal unserer besten Louise liegt mir sehr am Herzen und bewundere, wie man ohne Dein Vorwissen etwas für sie verfügt, allein auch dieses gehört zum Geiste der Zeit, welcher sich immer mehr im ganzen Umfang entwickeln wird“ <sup>175</sup>). Allein, wenn Franz, der damals noch fern von Paris weilte, auch nicht persönlich über diese Länderschenkung an seine Tochter entschied, so war es doch sein Feldherr Fürst Schwarzenberg, der diese Herzogtümer für Marie Louise erlangte, wozu dann der später anlangende Metternich seine Zustimmung erteilte. Franz selbst zögerte keinen Augenblick, diese Verfügung zu sanktionieren, indem er seinem Minister einen auf diesen Gegenstand bezüglichen Vortrag mit den Worten retournierte: „Sie haben in dieser Sache recht gehandelt und danke ich Ihnen als Vater herzlichst für alles, was Sie bei dieser Gelegenheit für meine Tochter gethan haben“ <sup>176</sup>). Nachdem auf diese Weise die Zu-

Kunft der Kaiserin geordnet worden, sollte sie mit Kaiser Franz zusammentreffen. Mit Ungebulb wartete Maria Ludovica auf Nachrichten über die erste Begegnung zwischen Vater und Tochter. Leider fehlen die Briefe des Kaisers Franz an seine Gemahlin, denen wir eine authentische Schilderung über dies Wiedersehen entnehmen könnten, da wir bis jetzt rückfichtlich dieser Scene ausschließlich auf französische Quellen angewiesen sind<sup>177</sup>). Maria Ludovica wurde durch den Kaiser sehr bald in Kenntniß gesetzt, daß seine Tochter ihrem Gatten nicht nach Elba folge, sondern sich in ihre Heimat zurückbegebe, um mit ihrem Sohne in Oesterreich Aufenthalt zu nehmen. Während sich jedoch Maria Ludovica von Herzen freut, die in ihr Vaterland zurückkehrende Marie Louise wiederzusehen<sup>178</sup>), weilt sie gleichzeitig mit ihren Gedanken bei Kaiser Franz, der nunmehr vereint mit seinen Alliierten sein Hauptquartier in dem besiegten Paris aufgeschlagen hatte. Franz muß ihr von den Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt in begeistertem Tone geschrieben haben, da sie in ihrer Antwort erwidert, „das Wasser kommt mir am Munde bei solcher Lesung“<sup>179</sup>). Sie beneidet den Kaiser um all die herrlichen Kunstgegenstände, die er in Paris besehen kann<sup>180</sup>), und ist durchdrungen davon, daß ihm dieser Aufenthalt in jeder Beziehung zu wichtigen Betrachtungen Anlaß bieten wird. „Ich bin überzeugt“ — schreibt sie dem Kaiser am 28. April 1814 — „daß so wie der Anblick der Stadt Paris, ihrer Gebäude und Reichthümer für das Auge viel reizendes hat, der moralische Zustand der Reichsverfassung Stoff zu vielem Nachdenken giebt; allein Dir wird diese Erfahrung nützen, Du wirst nützlichen Gebrauch derselben machen, die übrigen Menschen (kein Gefrönter ausgenommen)



leben im Taumel vom Strom hingerissen, werden zu spät ihr Unglück einsehen.“ Inzwischen trifft sie persönlich in Schönbrunn alle Anstalten zur Unterbringung Marie Louisens, der sie, vor ihrem Eintreffen im kaiserlichen Lustschlosse, eine Strecke entgegenfahren will. „Du kannst dir vorstellen“ — schreibt sie kurz vor dem Besteigen des Wagens — „mit welchen Empfindungen ich sie wieder umarmen werde“<sup>181</sup>). Ein größerer Kontrast als zwischen dieser Begegnung und der vor kaum zwei Jahren in Dresden stattgefundenen Entrevue ist kaum denkbar. Damals — 1812 — strahlte Marie Louise im Prunk der Macht, mit der sie Napoleon als die erste Fürstin der Welt umgeben hatte. Jetzt aber — 1814 — ist sie beraubt des Glanzes, und wie eine Hilfesuchende kehrt sie mit ihrem Kinde in ihr Vaterland zurück, empfangen von jener Frau, die nunmehr die Gattin eines der mächtigsten Herrscher der Erde ist. Marie Louise, die keine ehrgeizigen Regungen kannte, empfand diesen jähen Wechsel des Glückes nicht so schwer wie andere nach Macht dürstende Naturen, und schneller als man erwartet, fügte sie sich in ihre neue Lage. Vollständig unter dem Einflusse ihres Vaters stehend, dessen Wille für sie das höchste Gebot war, fügte sie sich als gehorsame und ergebene Tochter allen Anordnungen desselben. So brachte sie es über sich, auch nach dem Friedensschlusse als ruhige Zuschauerin in nächster Nähe jenes merkwürdigen Schauspieles zu verweilen, das in der Geschichte den Titel „Wiener Kongreß“ führt und als solcher berufen war, nachträglich noch in diplomatischer Form alle Thaten ihres Gatten zu vernichten. Die Zeit jedoch, die für Marie Louise eine Periode des Niederganges bedeutet, wurde für Maria Ludovica zu einer Epoche des Ruhmes und der Herrlichkeit.

Wie einst Marie Louise, so empfängt jetzt sie in ihrer Residenz die Huldigungen aller Souveräne und aller Staatsmänner. Talleyrand, der den französischen Hof noch in seiner Blütezeit vor 1789 gekannt und den Wert geistreicher Frauen wohl zu würdigen wußte, war ganz entzückt von dem Auftreten dieser Kaiserin. „Trotz des Hustens, der sie zwingt, öfter ihre Rede zu unterbrechen und ungeachtet ihrer Magerkeit“ — schreibt er an Ludwig XVIII. — „hat diese Fürstin eine Gabe zu gefallen, und so zu sagen die Anmuth einer Französin, wenn sich nicht dazu, allerdings nur dem streng prüfenden Auge bemerkbar, ein ganz geringer Anflug von Gefuchtheit gesellen würde“<sup>182</sup>). Niemals war aber auch wohl mehr Gelegenheit geboten, als zur Zeit des Wiener Kongresses, sich im schönsten Lichte zu zeigen<sup>183</sup>).

Nach der Beseitigung des Druckes, mit dem Napoleon auf Europa gelastet, suchte jetzt alles sich in dem im Ruße der Leichtlebigkeit stehenden Wien mit verdoppelter Kraft in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. In vollen Zügen schlürfte man aus dem Becher der Genüsse. Redouten, die durch Glanz und Pracht das Auge blendeten, wechselten mit Karussells und Schlittenfahrten, wie man sie in solchem Glanze seit den Tagen der großen Maria Theresia in Wien nicht mehr gesehen hatte. Die anwesenden fürstlichen Persönlichkeiten, allen voran Alexander I. von Rußland, schienen nur noch Sinn und Auge für Belustigungen jeder Art zu haben. Im Munde des Volkes hieß der Zar nicht anders als der „Plaisiertrunkene“<sup>184</sup>), und auf ihn münzte der Prinz de Signe sein berühmtes Wort: „Le congrès danse, mais il ne marche pas“<sup>185</sup>).“ Der Hof scheute aber auch wirklich kein Opfer, um seinen Alliierten den denkbar angenehmsten Aufent-

halt in Wien zu bereiten. Abgesehen von den großen Festen, welche Riesensummen verschlangen, verausgabte der Kaiser täglich für seine Gäste 100 000 fl. Die Seele all dieser prunkvollen und intimeren Vergnügungen, die Person, die alles anregte und belebte und insbesondere mit Vorliebe das Dilettantentheater inscenierte, war die Kaiserin Maria Ludovica. Von ihr datiert überhaupt eine neue Ära in der Geschichte des Wiener Hoflebens. Ihre Vorgängerin, die zweite Gemahlin des Kaisers Franz — die neapolitanische Marie Theresese — eine heitere, oft übermütige Natur, liebte ihre Vergnügungen im Vereine mit einigen Günstlingen nur im beschränkten Familientreise zu veranstalten. Sie war eine Feindin aller rauschenden Festlichkeiten und gab fast nie Anlaß, die Aristokratie, wie dies Ludwig XIV. und Napoleon I. gethan, als unerläßliche Zierde eines prunkenden Hofstaates zu verwenden. Mit dem Auftreten Maria Ludovicass, die ausgesprochenen Sinn für Pracht hatte, trat alsbald eine Umgestaltung dieser Verhältnisse ein. Sie sann sofort auf Beseitigung der Isolierung, in der sich bisher die kaiserliche Haushaltung befunden, und mit richtigem Instinkt erkannte sie, daß nur durch das Heranziehen der vornehmen Familien dem Hofe Glanz und Herrlichkeit zu verleihen sei. Unter ihrem belebenden Einflusse wurde die früher vereinsamte Burg zum Sammelpunkte des hohen Adels, und nur dadurch erhielt der Hof während des Kongresses in den Salons der eleganten Wiener Welt Bundesgenossen, die eifrig mitwirkten bei der Belustigung der hohen und höchsten Persönlichkeiten.

Mitten in diese ewig tanzende und nur nach Genüssen haschende Gesellschaft fiel plötzlich wie ein Donner Schlag die Kunde: Napoleon hat Elba verlassen, um sich von neuem der

Gesellschaft zu veranlassen. Anfangs meinte man wohl, es mit einem stillen Bedenken zu thun zu haben, bald zeigte es sich schon, daß der mehrerwähnte Kaiser seinen Fuß auf einen Felsen setzte, als den ihm in eben jener Gesellschaft besessene Anlagen stünden. Diese Situation wird sofort ihrer prägnantesten Ausdruck in Wien, wo die versammelten Gesichter gleich nach der ersten Annäherung mit der höchst Napoleons die Biedermeierperiode des Kaiser beschließen und ihn, der Gefährten, „napoleon“ rufen. Damit aber nimmt die Entscheidung, in Wien zu bleiben, alles beabsichtigt, ein jenes Ende, und nach für die Kämpfe als dieser glänzenden Seite beginnt mit neuen eine neue, bewegte Zeit. Wieder mußte Maria Theresia ihren innerlichen Gatten gegen den Mann für immer heftig geliebt und sich sehen sehen. Der Sieg bei Waterloo veränderte zwar nicht alle Macht. Aber sie wirkte nicht nur unmittelbare Erfolge, sondern endlich Fortschritte in der Geschichte, die eine Wiederkehr von Zuständen, wie man sie schon in Frankreich erlebt, für alle Zeiten unmöglich machen. „Ich erwarte sie (Nachrichten)“ — schreibt sie am 6. Juli 1815 — „sehr ruhig, da sie nicht fehlen können, vielmehr wünscht ich Gewißheit über den Kuzen, den man schöpfen wird von der gemachten Erfahrung und darüber bin ich nicht ruhig: denn es heißt jetzt Frankreich beschränken, den Geist fetten oder durch ihn Alle zu Grunde gehen, hier ist kein Mittelweg<sup>187</sup>).“ Eben deswegen ist sie erfreut über die entschiedene Zurückweisung jener Deputation der beiden Kammern, die auf Veranlassung Fouchés im Juli 1815 ins Hauptquartier der Alliierten nach Gagenau gekommen war, um für den Sohn Napoleons oder für den Herzog von Orleans als Herrscher von Frankreich zu intervenieren. „Ich

bin höchst erfreut“ — lauten ihre Worte — „daß die Deputirten abgewiesen wurden, aber nicht ruhig, ehe ich die Gesetze erfahre, die wir Frankreich vorschreiben, für jetzt, im Künftigen und auf ewige Zeiten, Amen, sonst ist keine Ruhe<sup>188</sup>).“ Sie atmet auf, da sie endlich weiß, daß der Kaiser mit ihr eins ist in der Anschauung, wie man gegen Frankreich verfahren müsse, um dem Ausbruch von Revolutionen vorzubeugen<sup>189</sup>). Und da ist es interessant zu erfahren, daß sie als die größte Gefahr für den Bestand der Ruhe und der Monarchieen die Existenz der jakobinischen Partei erkennt, der sich bekanntlich Napoleon während der letzten Phase seiner politischen Laufbahn in die Arme geworfen, um seine Herrschaft zu retten. Er, der einstige Bezwiner der Revolution, war, gebrängt vom Erhaltungstrieb, nicht davor zurückgeschreckt, sich mit den Jakobinern, den ärgsten Feinden der Throne, zu verbinden. Diese, die unter dem momentanen Schutze Napoleons wieder ihre Auferstehung gefeiert hatten, fürchtete nun Maria Ludovica mehr als den in seiner Macht freilich erschütterten Kaiser. „Herzlichen Dank“ — sagt sie dem Kaiser Franz — „für Deine Güte mir selbst die Nachricht von der Gefangenennahme von Napoleon mitzutheilen, sie ist immer erwünscht, allein ihn habe ich nie gefürchtet, wohl aber die Jacobiner-Partei, die wieder siegen wird, da das Übel zu eingewurzelt ist und in Verbindung mit ganz Nord-Deutschland und Engelland<sup>190</sup>).“ Wenn jedoch die Gefangenschaft Napoleons auf Maria Ludovica nicht den tiefen Eindruck machte, wie man vermuten sollte, so erfahren wir dagegen von ihr, wie die ehemalige Kaiserin der Franzosen die Nachricht von der Ergreifung ihres Gatten aufnahm. „Verzeihe“ — schreibt Maria Ludovica an Franz — „wenn

ich Dir gestern nicht gleich geschrieben habe, aber als ich Deinen Brief erhielt, fuhr ich nach Baden zu unserer besten Louise, die Gott dankt, daß er (Napoleon) in Verhaft ist, wegen der allgemeinen Ruhe, und insbesondere, weil sie nun hofft ruhig und bald nach Parma ziehen zu dürfen, ohne Sorgen für die Zukunft<sup>191</sup>).“ Diese Sehnsucht nach Erlösung von der bisherigen Unruhe, welche von nun an das treibende Element im Leben Marie Louises bildet, findet in Maria Ludovica eine berebte Interpretin. Sie bietet ihren Einfluß auf, um ihrer in Wien weilenden Stieftochter die endliche Besitzergreifung der ihr zugesicherten, nun aber nach dem erneuten Fall Napoleons wieder bestrittenen Herzogtümer von Parma und Piacenza zu ermöglichen. „Was mich betrübet“ — äußert sie zu Franz — „wäre, wenn unsere Louise noch eine Zeit hier allein verbleiben müßte, es wäre ein schreckliches Loos für ein so theures Geschöpf, was sich so geopfert hat; sie sehnt sich in Besitz ihres Eigenthums zu kommen und die so lang entbehrte Ruh zu genießen, oh, ich bitte Dich, mache womöglich, daß sie bald selbe erlange<sup>192</sup>).“ Inzwischen ist Maria Ludovicas Blick immer nach Paris gerichtet, wohin sie selbst gerne reisen möchte<sup>193</sup>). Was sie von dort vernimmt, ist nicht geeignet, sie in ihrer Anschauung zu erschüttern, daß der daselbst herrschende Geist der Revolution für immer ausgetilgt werden müsse<sup>194</sup>). Aber zu ihrem Leidwesen muß sie auch erfahren, daß die von ihr so eifrig protegierten Bourbonen nicht die Männer sind, denen die Kraft und Energie innewohnt, um endlich geordnete Zustände herbeizuführen. „Mit einer Regierung, wie die ige“ — schreibt ihr der damals in Paris weilende Erzherzog Johann — „wird es nicht gehen — wir können nicht ewig im Lande bleiben — darum ist der Friede jetzt ein längerer

Waffenstillstand, sonst nichts<sup>195</sup>).“ Diese und ähnliche Mitteilungen über fortwährende Gährung in Frankreich, erwecken in ihr den Wunsch, der Kaiser möchte nur schon diesem Lande den Rücken gekehrt und seine Schritte nach Italien gelenkt haben<sup>196</sup>). Dorthin will auch sie reisen, vorerst aber mit dem Kaiser, der schon Paris verlassen hatte, am 23. Oktober in Innsbruck zusammentreffen. „Lebewohl“ — ruft sie ihm noch aus Schönbrunn zu — „Montag bin ich mit Dir vereint und freue mich darauf<sup>197</sup>).“ Obwohl sie gehofft, in gesundem Zustande die Luft Italiens zu genießen, wohin sie sich mit ihrem kaiserlichen Gatten von Innsbruck aus zu begeben gedachte, so stellte sich bald wieder ihr altes Leiden ein. „Die Nachrichten“ — schreibt Marie Louise an ihren Vater — „welche man uns von der Gesundheit der lieben Mama giebt, beunruhigen mich sehr, ich möchte schon in Italien sein können, um sie zu pflegen<sup>198</sup>).“ In den ersten Tagen des April 1816 trifft Marie Louise, die auf dem Wege nach Parma begriffen ist, mit ihrer in Verona krank daniederliegenden Stiefmutter zusammen. Ihr, der ehemaligen Herrscherin von Frankreich und nunmehrigen Herzogin von Parma und Piacenza, danken wir einige Mitteilungen über die letzten Tage der Kaiserin, die anstatt der ersehnten Heilung in Italien, in diesem schönen Lande, wo einst ihre Wiege gestanden, ihr frühes Ende fand. „Die gute Mama“ — berichtet Marie Louise am 2. April an ihren Vater — „ist noch immer im Alten, wie Sie sie verlassen haben, noch eben so matt. Um 12 Uhr ist wieder die Verstärkung von Fieber eingetroffen, sie kann gar nicht schlafen und wirft immer sehr viel aus. Sie sagt, daß sie erstaunliche Schmerzen in der Brust und besonders im Rücken hat, so oft als sie auswirft<sup>199</sup>).“ Einen

Moment schien es, daß die Kaiserin würde gerettet werden<sup>200</sup>), dann aber trat sofort wieder ein Rückfall ein, der die Hoffnung auf Genesung vernichtete. „Die liebe Mama“ — meldet Marie Louise am 4. April dem Kaiser — „hat eine sehr unruhige Nacht gehabt mit vielem Husten und Auswurf und ohne den mindesten Schlaf, auch der ganze Vormittag war eben so, aber ohne Nervenzustände. Ich habe sie nie noch so traurig und melancholisch gesehen, sie redet beständig mit den Ärzten über die Bedenklichkeit ihres Zustandes und fraget sie immer, ob sie glauben, daß sie aufkommen könnte<sup>201</sup>).“ Es ist tief ergreifend, diese schöne Frau, die mit allen Fasern ihres Wesens am Leben hängt, in so jungen Jahren mit dem Tode ringen zu sehen. „Muß ich denn sterben?“ — ruft sie plötzlich, in Thränen ausbrechend. In Wirklichkeit ist ihr Schicksal schon besiegelt. Die Ärzte vermögen sie nicht zu retten. Am 7. April fühlt sie an sich alle Zeichen der Auflösung. „Diesmal“ — sagt sie zu ihrer Umgebung — „wird es ernst, der Tod bemächtigt sich der Seele<sup>202</sup>).“ Gegen Abend fiel sie dann in Ohnmacht, aus der sie nicht wieder erwachte. Eine der edelsten Frauengestalten, die die bedeutendsten Geister zur Verehrung angeregt hatte, war aus dem Leben geschieden. Nur kurze Zeit — sie erreichte ein Alter von 29 Jahren — war es ihr vergönnt gewesen, auf diesem Erdenrund zu wandeln; aber ihr wurde doch noch die Genugthuung, den Feind, den sie am meisten gehaßt, fallen und den Staat, dessen Kaiserin sie war, wieder zu Größe und Macht emporsteigen zu sehen. Durch ihren männlichen Geist und ihren nur auf das Große und Edle gerichteten Sinn, hat sie sich für alle Zeiten ein ehrendes Andenken bei der Nachwelt ge-



sichert. „Den Tod der hochseligen Kaiserin“ — schrieb Goethe selbst noch nach einigen Jahren, gerade an dem Tage, als Napoleon seine Seele aushauchte (5. Mai 1821) — „habe ich noch nicht verwunden; es ist eben, als wenn man einen Hauptstern am Himmel vermißte, den man nächtlich wiederzusehen die erfreuliche Gewohnheit hatte<sup>208</sup>).“

---



## Anmerkungen.

---



## I.

<sup>1)</sup> Sie ward am 21. April 1767 als das achte Kind ihrer Eltern geboren. Ihr Vater (katholisch) war Herzog Friedrich Eugen, und ihre Mutter (protestantisch) Friederike Dorothea Sophie, eine Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt.

<sup>2)</sup> Arneth, Briefwechsel zwischen Joseph II. und Leopold von Toscana. Bd. 1, S. 9.

<sup>3)</sup> ibid. Bd. 1, S. 324.

<sup>4)</sup> Meyba, Archiv für österr. Geschichte. Bd. 44, S. VI und VII.

<sup>5)</sup> Kaiser Joseph II., 20. Mai 1781. Il est bien claire que l'impératrice a été la première à m'écrire de ce mariage. Unge druck t. Damit kann doch nur der Brief Katharinas vom 22. Januar 1781 gemeint sein, in welchem sie Joseph Kenntniß von der dänischen Werbung um die Hand Elisabeths giebt. Arneth, Joseph II. und Katharina von Rußland. S. 38. Vergl. damit Josephs Antwort. ibid. S. 50.

<sup>6)</sup> Arneth a. a. D. S. 326.

<sup>7)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 4. Febr. 1781. P. S. 5. Wiener St. Archiv. (Ich citiere von nun an W. St. A.)

<sup>8)</sup> 1780 hatte Katharina II. die Geschwister Zwan aus ihrer Gefangenschaft entlassen und sie unter die Aufsicht Dänemarks gestellt. Siehe: A. Brüdner, Die Familie Braunschweig in Rußland im 18. Jahrhundert.

<sup>9)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 4. Febr. 1781. P. S. 5. W. St. A. „Er (Panin) beschuldigte die Kaiserin einer großen Unbedachtsamkeit, die Geschwister des Prinzen Zwan in die Hände von Dänemark übergeben zu haben; nachdem aber dieser Fehler einmahl begangen sey, mußte man, es koste, was es wolle, den Dänischen Hof an sich zu ziehen trachten, welcher, wenn er die braunschweigischen Prinzen in Freyheit setzte, den Großfürsten und seine Kinder Gefahr laufen machen könnte, die Krone zu verlieren.“

- <sup>10)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 4. Febr. 1781. P. S. 4. W. St. A.
- <sup>11)</sup> ibid.
- <sup>12)</sup> ibid. 17. Mai 1781. W. St. A.
- <sup>13)</sup> Von diesem Briefe spricht Katharina in ihrem Schreiben an Joseph vom 26. Mai bei Arneth, Joseph II. und Katharina II. S. 92.
- <sup>14)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 17. Mai 1781. W. St. A.
- <sup>15)</sup> ibid.
- <sup>16)</sup> id. 19. September 1781 und vom selben Tage. P. S. 15. W. St. A.
- <sup>17)</sup> id. 17. Mai 1781. W. St. A.
- <sup>18)</sup> id. 25. Mai 1781. W. St. A.
- <sup>19)</sup> Besborobko an Cobenzl, 2./13. Juni 1781. W. St. A. Besborobko teilt in diesem Briefe dem Cobenzl mit, daß Friedrich an seinen Gesandten Gr. Görz geschrieben habe qu'il est résolu non seulement de ne point contrecarrer le mariage, projeté par leurs majestés imples, mais aussi de remettre aux parens de la princesse de Wurtemberg la parole qui a été donnée de leur part.
- <sup>20)</sup> Arneth a. a. D. I, 37.
- <sup>21)</sup> ibid. I, 327.
- <sup>22)</sup> ibid. I, 39.
- <sup>23)</sup> ibid. I, 42.
- <sup>24)</sup> ibid. 40.
- <sup>25)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 19. Sept. 1781. P. S. 16. W. St. A.
- <sup>26)</sup> Arneth a. a. D. I, 329. — et habiter l'appartement que l'impératrice Amélie avait fait arranger lors de son veuvage et qui est joignant le couvent de la visitation.
- <sup>27)</sup> ibid. 331.
- <sup>28)</sup> Cobenzl an Kaunitz, Petersburg, 19. Sept. 1781. P. S. 16. W. St. A. — Arneth a. a. D. I, 40.
- <sup>29)</sup> Kaunitz an Cobenzl, 9. Okt. 1781. W. St. A.
- <sup>30)</sup> Arneth a. a. D. I, 40.
- <sup>31)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 19. Sept. 1781. P. S. 16. W. St. A.
- <sup>32)</sup> ibid.
- <sup>33)</sup> Arneth a. a. D. I, 52.
- <sup>34)</sup> ibid. I, 327. Durch die Baronin von Dorf hatte Elisabeth schon im Elternhause eine sorgfältige Erziehung erhalten.
- <sup>35)</sup> ibid. I, 48.
- <sup>36)</sup> Cobenzl an Kaunitz, 21. Dezember 1781. P. S. 2. W. St. A.
- <sup>37)</sup> ibid. und beiliegend Kopie des Briefes Katharinas II. an Potemkin.
- <sup>38)</sup> Arneth a. a. D. I, 63.
- <sup>39)</sup> Ungedruckt.

- <sup>40)</sup> Arneth a. a. D. I, 71.
- <sup>41)</sup> ibid.
- <sup>42)</sup> ibid. 339.
- <sup>43)</sup> ibid. I, 341.
- <sup>44)</sup> ibid. 75.
- <sup>45)</sup> ibid. I, 77.
- <sup>46)</sup> ibid. I, 79.
- <sup>47)</sup> ibid. 86.
- <sup>48)</sup> ibid. I, 111.
- <sup>49)</sup> Arneth, Joseph II. und Katharina II., 159.
- <sup>50)</sup> Arneth a. a. D. I, 136.
- <sup>51)</sup> ibid. I, 147.
- <sup>52)</sup> Arneth, Joseph II. und Katharina II., 223.
- <sup>53)</sup> Arneth a. a. D. II, 22.
- <sup>54)</sup> Arneth, Joseph II. und Katharina II., 303.
- <sup>55)</sup> Gräffer, Franciscäische Curiosa S. 1, Die erste Vermählung.
- <sup>56)</sup> F. Weyba, Briefe an Erzherzog Franz von seiner ersten Gemahlin Elisabeth 1785—1789, Archiv für österr. Geschichte, Bd. 44.
- <sup>57)</sup> ibid. S. 197.
- <sup>58)</sup> ibid. S. 33.
- <sup>59)</sup> ibid. S. 36.
- <sup>60)</sup> ibid. S. 89.
- <sup>61)</sup> ibid. S. 75.
- <sup>62)</sup> ibid. S. 156.
- <sup>63)</sup> Arneth a. a. D. II, S. 217.
- <sup>64)</sup> ibid. 236.
- <sup>65)</sup> ibid. II, 241.
- <sup>66)</sup> ibid. 259.
- <sup>67)</sup> Archiv für österr. Geschichte, 44. Bd., S. 178.
- <sup>68)</sup> ibid. S. 246.
- <sup>69)</sup> ibid. 187.
- <sup>70)</sup> ibid.
- <sup>71)</sup> ibid. S. 230.
- <sup>72)</sup> ibid. 229.
- <sup>73)</sup> ibid. S. 230.
- <sup>74)</sup> ibid. 257.
- <sup>75)</sup> Es lebte noch 16 Monate und 5 Tage.
- <sup>76)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 18. Febr. 1790: — elle étoit accouchée assez heureusement, excepté qu'on lui a tiré l'enfant. (Ich kenne wohl den Namen des einst in hoher Stellung gewesenen und sehr verlässlichen Autors dieses Tagebuches, kann ihn aber gemäß einer

eingegangenen Verpflichtung nicht nennen. Ich citiere daher stets: „Tagebuch eines Ungenannten“.)

<sup>77)</sup> Tagebuch eines Ungenannten. 19. Febr. 1790.

<sup>78)</sup> ibid.

<sup>79)</sup> ibid. 21. Febr. 1790.

<sup>80)</sup> Von diesem bemerkt zum 19. Febr. das Tagebuch: L'accoucheur était un protégé du valet de chambre Mayer.

<sup>81)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 19. Febr. 1790: Stoerck avait voulu qu'on saignât l'archiduchesse encore en accouchant, cet inépte accoucheur n'a pas voulu. Le sang l'a étouffé.

<sup>82)</sup> ibid. 21. Febr. 1790.

<sup>83)</sup> ibid.

<sup>84)</sup> ibid. 21. Febr. 1790: Elle se souleva de force dans son lit, retomba et mourut après de convulsions affreuses. Zum 18. Febr. heißt es: Ce matin à 5<sup>1/2</sup> h. l'arch. Elisabeth princesse de Würtemberg-Montbeillard est morte en couche des convulsions de la matrice dit-on.

<sup>85)</sup> ibid. 21. Febr.: L'empereur pleura avec l'archiduc et eut encore la faiblesse de croire que s'il avait pu se faire porter en haut (höheres Stodwerk) tout serait allé bien.

<sup>86)</sup> ibid. 2. März 1790: L'empereur était souvent en délire el dernier jour de sa vie et alors il ne songeoit qu'à l'archiduchesse. Werfts mich auf sie. Puis il revenoit à lui et le disait au confesseur afin qu'il priât avec lui. Il lui dit la veille de sa mort: „Glaubt mir, Vater, ich bin mit meinem Gott recht versöhnet.“

<sup>87)</sup> ibid. Il pria qu'on le laissât mourir tranquillement, le peuple faisant tant de bruit pour voir l'archiduchesse. À présent déjà le peuple le regrette.

<sup>88)</sup> Arnetz a. a. O. II, 321.

---



## II.

<sup>1)</sup> Arneth, Briefwechsel zwischen Kaiser Joseph II. und Katharina II., 178.

<sup>2)</sup> Siehe hierüber den vorangehenden Abschnitt über Elisabeth.

<sup>3)</sup> Sie ward am 6. Juni 1772 zu Neapel geboren.

<sup>4)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 18. Febr. 1790: Gallo a d'abord pensé à une princesse de Naples après la mort de l'archiduchesse.

<sup>5)</sup> Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler, II, 121.

<sup>6)</sup> Bericht des Gesandtschaftssekretärs von Hadrawa, Neapel 3. April 1790, W. St. A.

<sup>7)</sup> Hadrawa, Neapel 20. April 1790. W. St. A.

<sup>8)</sup> id. 22. Juni 1790. W. St. A.

<sup>9)</sup> Weisung des Fürsten Kaunitz an Hadrawa, 6. Juli 1790. W. St. A.

<sup>10)</sup> Berichte Hadrawas, vom 1. Mai und 27. Juli 1790. W. St. A.

<sup>11)</sup> Hadrawa, 21. Aug. 1790, W. St. A. Wie Hadrawa von Rußpoli fort und fort Geschichtchen berichtet, die den Schmutz und Geiz des Fürsten illustrieren sollen (Berichte vom 18. 21. Sept. u. 23. Okt.), so beklagte sich seinerseits Rußpoli über den Gesandtschaftssekretär, den er der „Frechheit und des Übermutes“ beschuldigt (Bericht vom 26. Okt.) und mit dem er in keinem Falle zusammen bleiben will (Bericht vom 30. Okt.). Der Wiener Hof war da in wirklich höchst merkwürdiger Weise vertreten.

<sup>12)</sup> Hadrawa 21. Aug. 1790. W. St. A.

<sup>13)</sup> Sériey's, Histoire de Marie Charlotte, S. 27 läßt irrtümlicher Weise die beiden Erzherzoge in Neapel anwesend sein, obwohl er vorher selbst von einer Heirat per procuracionem spricht.

<sup>14)</sup> Hadrawa, 17. Aug. 1790. W. St. A.

<sup>15)</sup> Helfert, Königin Karolina, S. 2.

<sup>16)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 24. Juli 1790: L'archiduc Fran-

çois a toujours la fièvre, on craint pour lui. — id. 28. Juli: Quand je quittais le roi (Leopold), la reine y vint lui porter un rapport de l'état de santé de l'archiduc François qui à ce qu'on dit n'est pas bien du tout. Le roi et la reine de Naples viennent pourtant. Siehe auch: A. Wolf, Leopold II. und Marie Christine, S. 183.

<sup>17)</sup> Wolf, Leopold II. und Marie Christine, 198.

<sup>18)</sup> ibid. S. 201.

<sup>19)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 12. u. 19. Sept. 1790.

<sup>20)</sup> ibid. 19. Sept. 1790.

<sup>21)</sup> ibid. 31. Dez. 1790: S. A. R. (Marie Theresie) prononce parfaitement l'allemand, mais avec une construction étrangère. Über den Gebrauch der deutschen Sprache am neapolitanischen Hofe, siehe Helfert, Königin Karoline, 70.

<sup>22)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 18. Sept. 1790: — — désirant beaucoup que ses filles puissent réussir dans ce pays — ci disant qu'elle avait eu plus de monde en partant d'ici, mais que ses filles avaient plus de principes.

<sup>23)</sup> Franzens Tochter aus erster Ehe starb schon am 26. Juni 1791.

<sup>24)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 1. März 1792.

<sup>25)</sup> ibid. 4. März 1792.

<sup>26)</sup> ibid. 2. März.

<sup>27)</sup> Am 10. Juni 1792 wurde Marie Theresie zur Königin von Ungarn gekrönt. Am 14. Juli desselben Jahres fand die Kaiserkrönung in Frankfurt am Main statt. Am 12. August 1792 erfolgte die Krönung zur Königin von Böhmen.

<sup>28)</sup> Beitrag zur Charakteristik Joseph II., Leopold II. und Franz II. S. 188. — Marie Theresie an Franz, 16. November 1803. W. St. A.

<sup>29)</sup> Marie Theresie an Franz, undatiert. W. St. A. Tout ce qui est à moi est à vous, ma vie, mon cœur et mon âme. In der ganzen mir vorliegenden Korrespondenz der Kaiserin mit Franz ist dies der einzige in französischer Sprache abgefaßte Brief; sie schrieb an den Kaiser sonst nur in deutscher Sprache.

<sup>30)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 17. Februar 1796.

<sup>31)</sup> (Schönholz) Traditionen zur Charakteristik Österreichs unter Franz dem I., I, S. 62.

<sup>32)</sup> ibid. S. 61. Über die Unterhaltungen bei Hofe siehe auch: Beitrag zur Charakteristik Joseph II. u. f. w. S. 285.

<sup>33)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 11. Juli 1794: Mais quelle imprudence d'essayer un artifice dans une chambre où il ne s'en fallait pas de beaucoup que l'empereur, l'impératrice et l'archiduc Joseph (soll wohl Karl heißen) n'eussent péri du même accident.

<sup>34)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 14., 27. und 29. Juli 1794.

<sup>35)</sup> *ibid.* 25. Juli: C'est ce prince infortuné qui a mis le feu en ouvrant ce malheureux armoire où il y avait toutes ces liqueurs spiritueuses colorantes.

<sup>36)</sup> *ibid.* 12. Juli 1794.

<sup>37)</sup> *ibid.* 25. Juli 1794.

<sup>38)</sup> *ibid.* 11. Juli 1794: Quel dommage pour ce prince vertueux, instruit, laborieux, humain, sans préjugés, sans vices.

<sup>39)</sup> 26. Dezember 1805: Les petites fêtes inconvenables déterminent l'impératrice à éloigner de l'empereur tout homme de mérite. Einen ähnlichen Tadel erhob Napoleon gegen die Kaiserin. *ibid.* 17. Dez. 1805 — *ibid.* 24. Febr. 1806: Il (Fürst Karl Schwarzenberg) dit que l'empereur sait tout ce qu'on dit à Vienne sur le compte de l'impératrice qui cherchoit à l'éloigner de tous les gens comme il faut.

<sup>40)</sup> (Schönholz) Traditionen zur Charakteristik Österreichs, Bd. I, S. 67. Die Kaiserin versagte sich oft den Ankauf von Gegenständen, die ihr gefielen, mit den Worten: „Ja, das wäre recht schön, aber wie viel Armen kann ich damit, was es kostet, helfen.“

<sup>41)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 15. Mai 1792: La reine Marie Thérèse gagnera beaucoup de pouvoir sur l'esprit du roi François. — *ibid.* 20. Mai. Beitrag zur Charakteristik der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II. S. 208.

<sup>42)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 13. Mai 1792.

<sup>43)</sup> *ibid.* 19. April 1793: À 6 heures l'impératrice est accouchée d'un archiduc, il naît dans des instances où la monarchie menace de crouler, elle devient puissance tributaire de Berlin et de Petersbourg.

<sup>44)</sup> Beitrag zur Charakteristik Joseph II., Leopold II. u. Franz II. S. 208. Hormayr, Kaiser Franz und Metternich. S. 33.

<sup>45)</sup> Beitrag zur Charakteristik u. s. w. S. 205.

<sup>46)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. Juni 1793: Il (Thugut) ne croit point à tous ces changemens que le public substitue au cabinet ni au conseil où assistera l'impératrice.

<sup>47)</sup> Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler, Bd. I, S. 207.

<sup>48)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 22. Juni 1793: Orgies qu'il y a eu à Baden entre Schloisnigg, Strassoldo et la Vigano où l'on délibérait sur la politique et qui ont déplu dit-on.

<sup>49)</sup> *ibid.* 4. März 1792: C'est bien se presser. C'est un galant homme, mais absolument étranger aux affaires.

<sup>50)</sup> *ibid.* 18. Juli 1794: Colloredo voulait la place et n'a pas osé s'en saisir, il a avoué à Thugut son imbécillité.

<sup>51)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 23. Okt. 1800: — — — car c'est lui qui gouverne cette monarchie.

<sup>52)</sup> *ibid.* 2. Juli 1793: Il (Colloredo) n'aime pas l'impératrice et n'en est point aimé.

<sup>53)</sup> Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, I, 21.

<sup>54)</sup> Hormayr, Kaiser Franz und Metternich, S. 32 bestreitet, daß sie eine geborene Gräfin Folliot de Crenneville gewesen. Seiner Angabe nach hat ihr erst der flandrische Wappenkönig Ch. Beydaels ihren Stammbaum fabriziert. Ihre ganze Vergangenheit ist in Dunkel gehüllt. A. Wolf, Fürstin Eleonore Liechtenstein, S. 277, macht ihren ersten Mann zum Obersten, während er nach anderen nur Rittmeister war. Nach den einen wurde sie durch Thugut, dessen Freundin sie gewesen sein soll, Colloredo empfohlen, der sie seinerseits der Kaiserin empfahl; andere wieder stellen sie unter den Schutz des Herzogs von Württemberg, durch den der Kaiserin Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wurde.

<sup>55)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 13. Januar 1799: Le ministre de cabinet se marie demain dans la chapelle de la cour avec Victoire comtesse Folliot de Crenneville, veuve Poutet, aïe de l'archiduchesse Louise.

<sup>56)</sup> *ibid.* 29. Okt. 1799.

<sup>57)</sup> Pepe, Memorie I, S. 8. La regina, nel suo viaggio in Austria pel maritaggio della sua figliuola fu la prima ad ordire la famosa lega de' sovrani contra la Francia.

<sup>58)</sup> Helfert, Fabrizio Ruffo, S. 495.

<sup>59)</sup> *ibid.* S. 553.

<sup>60)</sup> *ibid.*

<sup>61)</sup> Über dessen Wirksamkeit siehe Helferts früher erwähntes Buch.

<sup>62)</sup> Helfert, Fabrizio Ruffo, S. 553.

<sup>63)</sup> Bivenot, Vertraute Briefe Thuguts, II, 218.

<sup>64)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. Mai 1800.

<sup>65)</sup> *ibid.* 27. Sept. 1800: Thugut choqué que cette convention ait été conclue sans lui a donné sa démission dont l'impératrice a témoigné sa plus vive joie. — Vertraute Briefe Thuguts, Bb. II, S. 286.

<sup>66)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 7.

<sup>67)</sup> Helfert, Königin Karolina, S. 85.

<sup>68)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 8.

<sup>69)</sup> *ibid.* S. 9.

<sup>70)</sup> Marie Theresse an Franz, Schönbrunn 6. Sept. 1800. B. St. A.

<sup>71)</sup> Marie Theresse an Franz, 7. Sept. 1800. B. St. A.

<sup>72)</sup> Marie Theresie an Franz, Schönbrunn 9. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>73)</sup> ibid.

<sup>74)</sup> Marie Theresie an Franz, Schönbrunn 20. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>75)</sup> Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Koalition, im Archiv für österr. Geschichte, Bd. 67, S. 241.

<sup>76)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 13. Sept. 1800.

<sup>77)</sup> Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, I, 70.

<sup>78)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 7. Sept. 1800. Sa M<sup>te</sup> (die Kaiserin) nous répondit qu'elle espéroit en dieu qu'il bénirait un voyage entrepris pour une si belle cause.

<sup>79)</sup> Marie Theresie an Franz, Schönbrunn 7. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>80)</sup> Marie Theresie an Franz, 9. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>81)</sup> ibid.

<sup>82)</sup> Marie Theresie an Franz, 10. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>83)</sup> Marie Theresie an Franz, 9. Sept. 1800. W. St. A. „Karl läßt Dich um Erlaubniß bitten nach Pyrmont zu gehen, ich weiß nicht ob es wird thunlich seyn, weil ich glaube, daß die Franzosen dort seyn.“

<sup>84)</sup> Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Koalition a. a. D. S. 242.

<sup>85)</sup> Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns, I, 70.

<sup>86)</sup> Marie Theresie an Franz, Schönbrunn 10. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>87)</sup> Damit dürfte Graf Grünne gemeint sein, obwohl Marie Theresie C. und nicht G. schreibt.

<sup>88)</sup> Marie Theresie an Franz, 10. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>89)</sup> Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Koalition a. a. D. S. 243.

<sup>90)</sup> Marie Theresie an Franz, 10. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>91)</sup> ibid.

<sup>92)</sup> Marie Theresie an Franz, 20. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>93)</sup> Marie Theresie an Franz, 12. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>94)</sup> ibid.

<sup>95)</sup> F. M. L. Bellegarde wurde nach der Niederlage bei Marengo an Stelle des Melas nach Italien gesandt. Am 11. Sept. 1800 schreibt Marie Theresie über ihn an Franz: „Die Leute sind alle in der größten Erwartung und Angst und betrübt hat nur die gestrige Zeitung, in welcher stand die Ernennung des Bellegarde zum Kommandierenden in Italien, denn man glaubte, daß er nur unter dem Melas stehen würde, und dies verdroß schon, jetzt aber glaubt man schon alles in Italien

C. Wertheimer, Frauen des Kaisers Franz.

verloren, ich wünsche von Herzen, daß man sich irre und da wird es wieder am schönsten sein.“ W. St. A. Einen Tag vorher schreibt sie: „Auch sind die Leute sehr unzufrieden über die Anstellung des Bellegarde, welcher, sie sagen, immer unglücklich war und ein Korrespondent und Kreatur der Gräfin Colloredo ist und sie fürchten alles von ihm“. W. St. A.

<sup>96)</sup> Marie Theresie an Franz, 12. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>97)</sup> Marie Theresie an Franz, Wien 14. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>98)</sup> Marie Theresie an Franz, Schönbrunn 15. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>99)</sup> Marie Theresie an Franz, 18. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>100)</sup> Marie Theresie an Franz, 21. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>101)</sup> „Gott gebe“ — schrieb Karl damals an Herzog Albert — „daß Moreau den Fehler begehe und den Waffenstillstand annehme.“ Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Koalition a. a. D. S. 249.

<sup>102)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 31. Dezember 1800.

<sup>103)</sup> ibid. 31. Dezember 1800.

<sup>104)</sup> ibid. 19. Januar 1801: Il (Graf Kunigl) me dit que Colloredo et Kolowrat font tous les deux leur cour à Sickingen, le quel est des petits jeux des petites parties de leurs majestés et par là jouit d'un grand crédit.

<sup>105)</sup> So unterschreibt sie sich in ihren Briefen an den Kaiser.

<sup>106)</sup> Marie Theresie an Franz. Ohne Datum. W. St. A. „Als gute Frau und Wirtschaftlerin muß ich für Deine Garderobe sorgen und dieses hoffe ich nach Deinem Geschmack gethan zu haben.“

<sup>107)</sup> Marie Theresie an Franz, 7. Sept. 1800. W. St. A.

<sup>108)</sup> Marie Theresie an Franz, 6. Sept. 1800. W. St. A. Dieselbe 9. Mai 1805. W. St. A.

<sup>109)</sup> Marie Theresie an Franz, 6. Juni 1805. W. St. A.

<sup>110)</sup> Dieselbe, 2. Juni 1805. W. St. A.

<sup>111)</sup> Marie Theresie an Franz, 12. Juni 1805. W. St. A.

<sup>112)</sup> Marie Theresie an Franz, 11. u. 16. Sept. 1800 u. 18. Okt. 1806. W. St. A.

<sup>113)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. Nov. 1803.

<sup>114)</sup> Marie Theresie an Franz, 1. Juni u. 24. Sept. 1805. W. St. A.

<sup>115)</sup> Dieselbe, 23. Sept. 1806. W. St. A.

<sup>116)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 17. Tagebuch eines Ungenannten, 17. April 1806: Stefano qui a presque l'air stupide.

<sup>117)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 15. Juni 1807.

<sup>118)</sup> ibid. 28. März 1804. Karl beklagte sich zum Verfasser des Tagebuches über Cobenzl qui lui repète sans cesse qu'il faut se tenir prêt à pouvoir faire la guerre.

<sup>119)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 28. Nov. 1803: L'empereur ne souffre point que l'impératrice se mêle des affaires; il la tance vertement si elle le fait. Il aime qu'on lui confie de secrets pour pouvoir faire semblant comme si l'idée venoit de lui.

<sup>120)</sup> W. St. A.

<sup>121)</sup> Marie Theresé an Franz, 18. Okt. 1805. W. St. A.

<sup>122)</sup> ibid. 29. Okt. 1805. W. St. A.

<sup>123)</sup> Staatsrat.

<sup>124)</sup> Marie Theresé an Franz, 29. Okt. 1805. W. St. A.

<sup>125)</sup> ibid.

<sup>126)</sup> Marie Theresé an Franz, Olmütz 29. Nov. 1805. W. St. A.

<sup>127)</sup> Marie Theresé an Franz. Der Brief ist undatiert, muß aber Ende November geschrieben worden sein. W. St. A.

<sup>128)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 17.

<sup>129)</sup> ibid. S. 18.

<sup>130)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 24. Dez. 1805. Kaiser Franz erzählte dem Verfasser des Tagebuches, wie Napoleon auch bei der Zusammenkunft mit ihm Vorwürfe gegen die Gräfin Colloredo erhob.

<sup>131)</sup> Marie Theresé an Franz, 24. Dez. 1805. W. St. A.

<sup>132)</sup> Dieselbe, 29. Nov. 1805.

<sup>133)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 6. Febr. 1806. Erzherzogin Elisabeth erzählte dies selbst dem Verfasser des Tagebuches.

<sup>134)</sup> Marie Theresé an Franz, 13. Dez. 1805. W. St. A. „Wegen Weggehen des Colloredo war ein allgemeiner Jubel.“

<sup>135)</sup> Den vollen Verlauf der Entlassungsgeschichte des Ehepaares Colloredo wird man erst erfahren, wenn der Herausgeber der „Correspondance de Marie Louise“ sein S. 71 gegebenes Versprechen einlösen wird, die auf diese Affaire bezüglichen und in seinem Besitze befindlichen Papiere zu veröffentlichen. — Der Verfasser des Tagebuches schreibt am 5. Januar 1806: Il (Wrbsna) me conta le précis du journal qu'a fait le ministre de cabinet sur son renvoi qui contient les lettres de l'impératrice à M<sup>me</sup> de Colloredo et à l'archiduchesse Louise et la réponse de M<sup>me</sup> de Colloredo.

<sup>136)</sup> Marie Theresé an Franz, Olmütz 1. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>137)</sup> Marie Theresé an Franz, Olmütz 3. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>138)</sup> ibid.

<sup>139)</sup> Marie Theresé an Franz, 4. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>140)</sup> ibid.

<sup>141)</sup> W. St. A.

<sup>142)</sup> Marie Theresé an Franz, 6. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>143)</sup> Marie Theresé an Franz, 8. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>144)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 19.

<sup>145</sup>) *Tagebuch eines Ungenannten*, 24. Dezember 1805: Elle (sa M<sup>te</sup>) trouve à Napoléon l'air d'un tailleur quoiqu'une belle tête. So äußerte sich Franz selbst zum Verfasser des *Tagebuches*. Nach der Angabe von anderen wird ebenda zum 9. Dezember berichtet: Napoléon en bivouac, les mains derrière le dos, se chauffant à un grand feu, se baissa profondément et reçut François II. comme un soldat reçoit un de ces anciens empereurs.

<sup>146</sup>) *ibid.* 24. Dez. 1805: Sa majesté — — me dit avoir allégué à Napoléon comme motif de son agression la tendance à la monarchie universelle.

<sup>147</sup>) Marie Thérèse an Franz, 8. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>148</sup>) Marie Thérèse an Franz, 24. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>149</sup>) *ibid.* W. St. A.

<sup>150</sup>) Marie Thérèse an Franz, 25. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>151</sup>) Dieselbe, 28. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>152</sup>) Marie Thérèse an Franz, 28. Dezember 1805. W. St. A.

<sup>153</sup>) *ibid.*

<sup>154</sup>) *Tagebuch eines Ungenannten*, 24. Dezember 1805.

<sup>155</sup>) Wertheimer, *Geschichte Österreichs und Ungarns*. Bb. I, S. 369.

<sup>156</sup>) *Tagebuch eines Ungenannten*, 26. Dezember 1805. Kutschera qui s'est élevé par le moyen de quelque jupe et que l'impératrice protège déplut généralement.

<sup>157</sup>) Erzherzog Karl an Herzog Albert zu Sachsen-Teichen. Holitsch, 25. Dezember 1805. Erzherzogl. Albrechtisches Archiv. Mais il s'est introduit ici un nouveau reptile qui fait bien du mal. C'est Kutschera. Sans qualités, il est Jésuite et sachant se mettre à portée de ceux avec qui il a à faire. Toute l'armée crie de ce que cet homme, fameux par sa poltronnerie et ses intrigues est auprès de sa M<sup>te</sup>. On l'appelle le Hundsmichel de l'empereur Joseph.

<sup>158</sup>) Wertheimer, *Geschichte Österreichs und Ungarns*. Bb. I, S. 375.

<sup>159</sup>) *Tagebuch eines Ungenannten*, 5. Januar 1806: L'intrigue règne déjà. — 8. Januar 1806: On dit que l'ancienne intrigue est de nouveau ancrée.

<sup>160</sup>) *ibid.* 24. Febr. 1806.

<sup>161</sup>) *ibid.* 9. Febr. 1806.

<sup>162</sup>) *ibid.* 16. Mai 1806: C'est dommage que ce bon prince avec une mémoire étonnante ait tant d'inconstance dans le caractère.

<sup>163</sup>) *ibid.* 25. März: Sickingen me dit que l'empereur [a toute sa confiance dans Zichy appuyé apparemment par l'impératrice.

<sup>164</sup>) *ibid.* 24. Februar 1806. — 6. März 1806. Le gouvernement de l'impératrice sera cent fois plus inconsideré que celui de Colloredo.



<sup>165)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 22. Januar 1806. Ce Kutschera jouit plus de confiance que l'archiduc (Charles).

<sup>166)</sup> *ibid.* 22. Dezember 1805. Baldacci est à Holics le seul ministre de l'intérieur.

<sup>167)</sup> Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns II, S. 28.

<sup>168)</sup> W. St. A.

<sup>169)</sup> W. St. A.

<sup>170)</sup> Correspondence de Marie Louise 1799—1847, S. 96.

<sup>171)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 18. u. 20. April 1807.

<sup>172)</sup> *ibid.* 12. April 1807. Siehe über die Erscheinung der weißen Frau als Todesbotschaft Gräffer, Historische Antiquitäten, Bd. I, S. 108.

<sup>173)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 6. April 1807.

<sup>174)</sup> *ibid.*

<sup>175)</sup> *ibid.*

<sup>176)</sup> *ibid.* 7. April 1807.

<sup>177)</sup> *ibid.* 13. April 1807.

<sup>178)</sup> *ibid.*

<sup>179)</sup> Bericht des Nuntius. Wien, 18. April 1807. Vatikanisches Archiv. — Tagebuch eines Ungenannten, 13. April 1807: Tous les deux (Kaiser und Kaiserin) se sont conduits avec fermeté.

<sup>180)</sup> Helfert, Königin Karolina, S. 331.

<sup>181)</sup> *ibid.*

---

### III.

<sup>1)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 12. Mai 1807: Stadion croit que la mort de l'impératrice aura fait plutôt du mal. Il a voulu persuader l'empereur de voir de temps à temps quelques personnes. Sa majesté a dit qu'au delà de deux ou trois l'embarrassent et l'endorment.

<sup>2)</sup> Siehe Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns II, 252. Tagebuch eines Ungenannten, 23. Juli 1807: On a répandu le bruit que Jérôme Napoléon Bonaparte enlevait à notre empereur la princesse de Saxe.

<sup>3)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 1. August 1807: Il (Herzog Albert zu Sachsen-Teßchen) me dit combien toute la famille de Saxe en veut à la princesse Auguste de ne pas vouloir être impératrice. Elle craint de mourir si elle porte un enfant.

<sup>4)</sup> Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler II, 121.

<sup>5)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. August 1807: L'empereur vient souvent à présent chez l'archiduchesse de Milan voir son épouse (sic) dont il est fort amoureux et qui a la plus jolie contenance.

<sup>6)</sup> ibid. 29. August 1807.

<sup>7)</sup> ibid. 30. August 1807.

<sup>8)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 25.

<sup>9)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 31. August 1807: Le curé Langenau, Baldacci et Lorenz sont contre ce mariage parceque l'archiduchesse-mère protège les Jésuites et en a dans la maison.

<sup>10)</sup> ibid. 6. Januar 1808: L'épouse avoit un air si digne, si modeste.

<sup>11)</sup> ibid. 7. Januar 1808.

<sup>12)</sup> Hormayr, Franz und Metternich, S. 162, nennt sie die „schöne geistreiche und liebenswerte Kaiserin“.

<sup>13)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 22. Okt. 1807: Notre future souveraine me parut ressembler à sa mère, mais plus délicate et fort délicate même, jolie bouche, jolie menton, le ventre un peu en avant.

<sup>14)</sup> Helfert, Aus den Knabenjahren eines böhmischen Dynasten, Heimat 1877. Bd. I, S. 130.

<sup>15)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 31. Okt. 1810.

<sup>16)</sup> Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts II, 225.

<sup>17)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 21. Nov. 1810.

<sup>18)</sup> Wertheimer a. a. O. S. 253.

<sup>19)</sup> Maria Ludovica an Franz 1808, ohne Tagesdatum. W. St. A.

<sup>20)</sup> Maria Ludovica an Kaiser Franz, Ofen, 12. Sept. 1809. W. St. A.

<sup>21)</sup> eadem ad eundem. Ofen, 9. Mai 1809. W. St. A.

<sup>22)</sup> eadem ad eundem. Erlau, 23. Juni 1809. W. St. A.

<sup>23)</sup> Vater Franz Josephs I.

<sup>24)</sup> Erzherzogin Marianne, starb unverheiratet im Jahre 1858.

<sup>25)</sup> Erzherzog Joseph.

<sup>26)</sup> Maria Ludovica an Franz. Wien, 29. Mai 1808. W. St. A.

<sup>27)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. August 1807: Elle (Maria Ludovica) dit — — qu'elle fera son possible pour conserver l'harmonie dans toute la maison.

<sup>28)</sup> Am 3. August 1811 verzeichnet er in seinem Tagebuch: „Ich meines Theils schätzte sie sehr hoch und bin ihr aufrichtig zugethan, und dies aus Pflicht und Dankbarkeit, da sie selbst in dem schiefrißten Augenblicke des Jahres 1809 (Schlacht bei Wagram), wo mich, mein Herr ausgenommen, fast Alles verließ, sich gleich blieb und mich vertheilte. So etwas vergißt man nie.“ Kroneš, Aus dem Tagebuch Erzherz. Johanns von Österreich 1810—1815, S. 58.

<sup>29)</sup> Maria Ludovica an Erzherz. Karl. Preßburg, 2. Nov. 1808. Erzherzog Albrechtsches Archiv. (Ich citiere von nun an: E. A. A.)

<sup>30)</sup> Wertheimer a. a. O. I, 99.

<sup>31)</sup> Wertheimer a. a. O. II, 299.

<sup>32)</sup> Maria Ludovica an Franz. Wien, 30. Mai 1808. W. St. A.

<sup>33)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 20. Juni 1808.

<sup>34)</sup> ibid. 31. Oktober 1809: Le baron Thugut vint, il me dit que le complot pour la guerre a eu beaucoup de peine d'y déterminer l'empereur que c'est l'impératrice qui l'a décidé.

<sup>35)</sup> Denkschrift Erzherzog Karls 1801—1809. E. A. A.

<sup>36)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 30. Oktober 1809: L'impéra-

trice avec cet extérieur gentil en parlant de Napoléon, disait : „Der Kerl“.

<sup>37)</sup> Maria Ludovica an Erzß. Johann, 16. April 1809. Bei Krones, Tirol und Erzß. Johann von Österreich, S. 255.

<sup>38)</sup> Maria Ludovica an Johann, 27. April 1809, bei Zwiebined-Südenhorst, Erzherzog Johann im Feldzuge von 1809, S. 16.

<sup>39)</sup> eadem an Franz, 3. oder 5. Mai 1809. B. St. A.

<sup>40)</sup> eadem an Johann, 9. Mai 1809 bei Zwiebined a. a. D. S. 23. Auch Erzherzog Rainer war bei ihr in Ungnade, weil er gleich Karl für den Frieden war. Tagebuch eines Ungenannten, 9. Januar 1809.

<sup>41)</sup> eadem an Johann, 9. Mai 1809, bei Zwiebined a. a. D. S. 23.

<sup>42)</sup> eadem an Johann, 23. Mai 1809 bei Zwiebined a. a. D. S. 28.

<sup>43)</sup> Siehe hierüber meine Geschichte Österreichs und Ungarns 2c. Bb. II.

<sup>44)</sup> Näheres hierüber meine Geschichte Österreichs und Ungarns. Bb. II.

<sup>45)</sup> Krones, Zur Geschichte Österreichs, S. 111.

<sup>46)</sup> Zwiebined-Südenhorst, Erzherzog Johann, S. 117.

<sup>47)</sup> Maria Ludovica an Karl, Lotis, 26. August 1809. C. A. A.

<sup>48)</sup> Krones, Aus Österreich stillen und bewegten Jahren 1810—15, S. 109.

<sup>49)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 6. Juli 1811: Elle (l'impératrice) pousse ce mariage de l'archiduc Charles dont le duc Albert (zu Sachsen-Weissen) est très-mécontent. Grünne (Generaladjutant des Erzherzogs) pour régagner l'impératrice s'y intéresse aussi et Delmotte (Adjutant des Erzherzogs) qui est contraire est en disgrâce. — — M<sup>me</sup> de Mansi (Hofdame Herzog Alberts) me parla beaucoup de ce ridicule projet de mariage de l'arch. Charles que l'impératrice pousse avec ardeur. — — Grünne imagine peut-être par le moyen de cette intrigante princesse de Bade rallumer la guerre. L'empereur à qui le duc a fait des représentations ne veut point s'opposer, il dit que Napoléon ne s'en embarrassera et que tout ira bien und Sie (als Adoptiv-Vater) werden schon etwas thun. Cette fantaisie chagrine le duc. — Johann bemerkt in seinem Tagebuch: „So viel leuchtet aus Allem hervor, daß Napoleon es nicht gern sieht.“ Krones, Aus Österreich stillen und bewegten Jahren, S. 116.

<sup>50)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 14. August 1811: Du mariage de l'arch. Charles il n'en est plus question. — Johann sagt: „Der

alte Herzog (Albert) will nicht recht ausdrücken.“ Kroneß, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 109.

<sup>51)</sup> Maria Lubovica an Erzß. Johann, 21. Juli 1815. Ich danke die Kenntniß dieses Briefes der Freundlichkeit des Herrn Prof. Dr. v. Kroneß.

<sup>52)</sup> eadem ad eundem, 8. Sept. 1815. Auch diesen Brief verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. v. Kroneß. Maria Lubovica bemerkt noch da: „Unser Herzog (Albert) hier brummt über die Vermählung mit der Fürstin von Habsburg, so nennt er die Braut.“

<sup>53)</sup> Gräfl. Pálffy-Daunsches Archiv in Stübing bei Graz.

<sup>54)</sup> Vorträge des Präsidenten der Polizeihofstelle vom 24. Nov. und 19. Dez. 1808. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. (Ich citiere von nun an: M. d. Z.)

<sup>55)</sup> Aufzeichnungen Erzherzog Rainers: „Die Krankheit der Kaiserin, Abzehrung, entstand, weil sie gewohnt, immer zu Hause zu bleiben und sich delikats zu halten, auf einmal alles mitmachen wollte, um dem Kaiser zu gefallen, schon durch ein halbes Jahr wüthete die Krankheit im Geheim, dann kam der Krieg und der Tod des Primas, welcher sie erst auf das Krankenlager warf, von welchem sie auch nicht aufstand, dann der Friede etc., welches alles auf ihr Gemüth wirkte.“ Wiener Hofbibliothek Codex Rainerianus 59.

<sup>56)</sup> Ferdinand Pálffy an einen Unbekannten. Ohne Datum, aber nach dem Inhalt dem Ende des Jahres 1809 angehörig. Graf Pálffysches Archiv in Stübing.

<sup>57)</sup> Marie Louise an Kaiser Franz. Erlau, 26. Juli 1809: Ich bitte Sie, der Mama zu sagen, daß sie sich recht schonen möchte. Ihre Bitten finden sicher mehr Gehör als die unsrigen. — eadem Ofen, 28. Nov. 1809: Alles Bitten, daß sie sich schonen möchte, ist umsonst. M. St. A.

<sup>58)</sup> eadem Ofen, 27. Sept. 1809. M. St. A.

<sup>59)</sup> eadem Ofen, 1. Nov. 1809. M. St. A.

<sup>60)</sup> eadem Ofen, 18. Dez. 1809. M. St. A.

<sup>61)</sup> Maria Lubovica an Kaiser Franz. Ofen, 23. Okt. 1809. M. St. A.: Warum kümmt Du nicht zu mir, bester Schatz. Du findest Dich viel besser hier, mit Sehnsucht erwarte ich Dich in meinen Armen, ich verspreche Dir jede tiefe Melancolie, die mich brüdt, gänzlich vor Deiner zu ersticken; ich werde Dir Deine Lage nicht erschweren, sondern womöglich erleichtern.

<sup>62)</sup> eadem Ofen, 14. Dez. 1809. M. St. A.

<sup>63)</sup> eadem Ofen, 24. Nov. 1809. M. St. A.

<sup>64)</sup> eadem 7. Nov. 1809. M. St. A.

<sup>65)</sup> Maria Ludovica an Franz. Ofen, 25. Okt. 1809. W. St. A. Der Kaiser kehrte erst gegen Ende November nach Wien zurück.

<sup>66)</sup> Ferdinand Pálffy an einen Ungenannten. Ohne Datum. Gräfl. Pálffy'sches Archiv in Stübing.

<sup>67)</sup> Bericht vom 6. Februar 1811. M. b. J. Insbesondere zeigt sich die Kammer der verstorbenen Kaiserin sehr geschäftig, welche auf Verlangen Maria Ludovicas aus ihren Diensten entlassen worden war. Siehe auch Tagebuch eines Ungenannten, 31. August 1807.

<sup>68)</sup> Maria Ludovica schreibt selbst am 29. Dez. 1809 (W. St. A.) an den Kaiser: „Du thätst Dich über meine schreckliche Mägerei wundern.“

<sup>69)</sup> Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 162.

<sup>70)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 21. Okt. 1811: Il (der Erzbischof von Wien) croit que l'empereur est bien éloigné de se trouver heureux, que son mariage entr'autres ne lui donne point de bonheur.

<sup>71)</sup> Derselbe Ungenannte schreibt am 31. Januar 1810: L'impératrice a gagné de la santé par le voyage. — — — L'empereur a temoigné beaucoup de joye de la revoir.

<sup>72)</sup> *ibid.* 20. Mai 1811: L'empereur était arrivé (beim französischen Gesandten) ayant l'air d'être glorieux d'avoir une femme si avisée. L'impératrice toujours jolie, aimable et gracieuse, mais mince comme une asperge et fort maigre.

<sup>73)</sup> Genß, Tagebücher I, 249 (Ausgabe von 1873): Elle (die Kaiserin) a à faire à un homme qui s'aveugle contre tout ce qui n'est pas dans le cercle d'une routine stupide.

<sup>74)</sup> Johann schreibt: „Schade um die Frau, aber für meinen Herrn taugt sie nicht, ganz entgegengesetzte Charaktere.“ Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 117. Auch Hormayr, Franz und Metternich, S. 162, spricht von einem Gegensatz zwischen Kaiser und Kaiserin.

<sup>75)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 12. Okt. 1810: C'est l'impératrice qui a fait renvoyer l'adjutant-général Kutschera en faisant sentir à l'empereur qu'il était indécent qu'il fut entouré d'un libertin qui passait publiquement pour avoir le projet de familiariser sa majesté elle-même avec la débauche. — Siehe auch Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 90.

<sup>76)</sup> Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 95.

<sup>77)</sup> Nach Aufzeichnungen des Erzherzogs Rainer. Hofbibliothek Cod. Rain. 59.

<sup>78)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 21. Febr. 1810.

<sup>79)</sup> *ibid.* 30. August 1807: Elle (Maria Ludovica) a jugé que

l'archiduchesse Louise, sa future belle-fille était franche et point dissimulée parcequ'elle n'a point accablé de caresses sa future belle-mère, elle dit que c'est à elle à la gagner.

<sup>80)</sup> Maria Ludovica an Franz. Ofen, 1. Nov. 1809. W. St. A.

<sup>81)</sup> eadem 1. Jan. 1810. W. St. A.

<sup>82)</sup> eadem 14. März 1810 (W. St. A.): „Die Trennung von der Louise, die ich so innigst liebe, fiel mir sehr hart, und ich hatte keine Kräfte, sie zum Wagen zu begleiten und blieb im Zimmern.“ Im Gegensatz zu dieser ausdrücklichen Erklärung der Kaiserin, daß sie das Zimmer nicht verlassen, berichtete Graf Otto, der damalige französische Gesandte in Wien, an Napoleon, daß Maria Ludovica der Marie Louise das Geleite bis zum Wagen gegeben, wo sie in Ohnmacht fiel und von zwei Kämmerern in ihre Gemächer zurückgetragen werden mußte. (Siehe meine Abhandlung: Die Heirat der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon. Archiv für österreichische Geschichte Bd. 64, S. 530). Jedenfalls verdient hier die Angabe Maria Ludovicas Glauben, von der ich bei Abfassung der erwähnten Abhandlung noch keine Kenntnis hatte.

<sup>83)</sup> eadem 17. März 1810. W. St. A.

<sup>84)</sup> eadem Karlsbad, 7. Juni 1810. W. St. A.

<sup>85)</sup> eadem 6. Juni 1810. W. St. A. — Über die Ankunft der Kaiserin in Karlsbad siehe: Ed. Glamačel, Goethe in Karlsbad, 2. Aufl. von Dr. Ruß, S. 68 ff.

<sup>86)</sup> eadem 6. Juni 1810. W. St. A.

<sup>87)</sup> ibid. „Karlsbad scheint nicht hübsch zu seyn.“

<sup>88)</sup> eadem 10. Juni 1810. W. St. A.

<sup>89)</sup> Bericht Wegrothers, des Elbogener Kreishauptmanns. Karlsbad, 6. Juni 1810, M. d. J. — Siehe das Gedicht bei Dünker: Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich, S. 95.

<sup>90)</sup> Bericht vom 7. Juni 1810. M. d. J.

<sup>91)</sup> Dünker a. a. D. S. 19.

<sup>92)</sup> R. M. Werner, Goethe und Gräfin O'Donell, S. 71.

<sup>93)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 15. Juni 1810: Notre impératrice est enchantée à Carlsbad de Goethe.

<sup>94)</sup> Maria Ludovica an Franz, 17. Juli 1812. W. St. A.

<sup>95)</sup> Dünker a. a. D. S. 41.

<sup>96)</sup> Maria Ludovica an Franz, Karlsbad 16. Juni 1810. Sie erwähnt da, daß sie Komödie gespielt, in der sie die Rolle einer bösen Frau gab und fährt fort: „Gefällt es mir, dann wehe Dir, so spiele ich die Rolle im Ernst; ist Dir nicht recht bange, daß ich Dich aus-schmähle, zittere vor meiner Zurückkunft, nicht wahr Schatz, Du fürchtest mich nicht.“ — Siehe auch Hochs Bericht. Karlsbad, 18. Juni 1810. M. d. J.

<sup>97)</sup> Die verschiedenen ihr von Goethe gewidmeten Gedichte abgedruckt bei Dünker a. a. D. S. 95 ff.

<sup>98)</sup> Bericht Weyrothers. Karlsbad, 26. Juni 1810. M. d. J. — Erst durch diese Mitteilung wird es erklärlich, warum Goethe in dem Gedichte die Kaiserin selbstredend auftreten läßt. Das Gedicht selbst ist abgedruckt bei Dünker a. a. D. S. 98.

<sup>99)</sup> Bericht des Badekommissärs Eichler. Teplitz, 25. Juni 1810. M. d. J.

<sup>100)</sup> id. Teplitz, 27. Mai 1810. M. d. J.

<sup>101)</sup> Maria Ludovica an Franz. Teplitz, 19. Juli 1810. M. St. A.

<sup>102)</sup> ibid.

<sup>103)</sup> ibid.

<sup>104)</sup> Genz, Tagebücher I, 249 (Ausgabe von 1873).

<sup>105)</sup> Dünker a. a. D. S. 25.

<sup>106)</sup> Kroneß, Aus Österreichs stillen und bewegten Tagen, S. 96 u. 116.

<sup>107)</sup> Maria Ludovica an Franz. Teplitz, 23. Juli 1810. M. St. A.

<sup>108)</sup> eadem Teplitz, 19. Juli 1810. M. St. A.

<sup>109)</sup> eadem Teplitz, 27. Juli 1810. M. St. A.

<sup>110)</sup> Kroneß, Aus Österreichs zc., S. 96.

<sup>111)</sup> ibid.

<sup>112)</sup> ibid. S. 97.

<sup>113)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 11. April 1811.

<sup>114)</sup> ibid. 21. Mai 1812.

<sup>115)</sup> Siehe hierüber Kroneß, Aus Österreichs zc. das Kapitel: Der ungarische Reichstag von 1811/12, S. 40 ff. u. S. 133 ff.

<sup>116)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 21. Mai 1812: L'impératrice, dit Aczél (Staatsrat), recevoit fréquemment depuis la diète assemblée des notices de la diète toutes en allemand et en pluspart du tems plus claires et plus détaillées que l'empr. On dit qu'elle lui représente quelquefois que l'empr. risquoit son bonheur et celui des ses enfans.

<sup>117)</sup> Kroneß, Aus Österreichs zc., S. 129.

<sup>118)</sup> Metternich, Nachgelassene Papiere I, 123.

<sup>119)</sup> Vortrag des Präsidenten der Polizei-Hofstelle, 5. Mai 1812, und Bericht vom 15. Mai 1812. M. d. J.

<sup>120)</sup> Kroneß, Aus Österreichs zc., S. 150 u. 151.

<sup>121)</sup> Metternich I, 123.

<sup>122)</sup> Kroneß, Aus Österreichs zc., S. 150.

<sup>123)</sup> Tagebuch eines Ungenannten, 4. Juni 1812.

<sup>124)</sup> Kroneß, Aus Österreichs zc., S. 165.



- <sup>125)</sup> Vortrag des Präsidenten der Polizei-Hofstelle, 15. Mai 1812. M. d. J.
- <sup>126)</sup> Robert Walbmüller, Aus den Memoiren einer Fürstentochter, S. 61.
- <sup>127)</sup> Graf Kolowrat, Oberstburggraf von Böhmen, an Freiherr v. Sager, Präsident der Polizei-Hofstelle, Prag, 24. Mai 1812. M. d. J.
- <sup>128)</sup> Renoual, Napoléon et Marie Louise I, 367 u. 68.
- <sup>129)</sup> Durand, Mémoires sur Napoléon et Marie Louise, 4. Ausg. S. 128.
- <sup>130)</sup> Kroneš, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren, S. 65.
- <sup>131)</sup> Durand S. 128.
- <sup>132)</sup> Maria Ludovica an Franz. Teplitz, 3. Juli 1812. M. St. A.
- <sup>133)</sup> eadem Teplitz, 4. Juli 1812. M. St. A.
- <sup>134)</sup> eadem 23. Juli 1812. M. St. A.
- <sup>135)</sup> eadem Teplitz, 14. Juli 1812. M. St. A.
- <sup>136)</sup> Bericht des Teplitzer Badekommissärs Hoch, 5. August 1812, M. d. J. — Es ist dies der einzige Bericht, der über den Aufenthalt der Kaiserin in Teplitz im Jahre 1812 erhalten ist; die übrigen scheinen in Verlust geraten zu sein. Dadurch ist es unmöglich, die Erzählung Bettinas über das angeblich verlegende Benehmen Beethovens gegenüber Maria Ludovica zu kontrollieren.
- <sup>137)</sup> Maria Ludovica an Franz. Teplitz, 23. Juli 1812. M. St. A.
- <sup>138)</sup> eadem Teplitz, 1. Aug. 1812. M. St. A.
- <sup>139)</sup> Siehe hierüber Näheres in meiner Arbeit: „Wien und das Kriegsjahr 1813“ im Archiv für österr. Geschichte, Bd. 79.
- <sup>140)</sup> Maria Ludovica an Franz. Lagenburg, 4. Aug. 1813. M. St. A.
- <sup>141)</sup> eadem Wien, 7. Juni 1813. M. St. A.
- <sup>142)</sup> eadem Lagenburg, 12. Juni 1813. M. St. A.
- <sup>143)</sup> eadem Lagenburg, 14. Juli 1813. M. St. A.
- <sup>144)</sup> eadem Lagenburg, 4. August 1813. M. St. A.
- <sup>145)</sup> ibid.
- <sup>146)</sup> eadem 3. u. 15. Aug., 6. Sept. u. 3. Okt. 1813. M. St. A.
- <sup>147)</sup> eadem 18. August 1813. M. St. A.
- <sup>148)</sup> M. St. A.
- <sup>149)</sup> Maria Ludovica an Kaiser Franz, 19. Aug. 1813. M. St. A.
- <sup>150)</sup> Maria Ludovica an Franz. M. St. A.
- <sup>151)</sup> Maria Ludovica, 31. August 1813. M. St. A.
- <sup>152)</sup> ibid. „Wenn Kaiser Alexander nicht nach Haus geht, wird es immer schlecht gehn.“
- <sup>153)</sup> Barclay de Tolly, russischer Heerführer.
- <sup>154)</sup> Maria Ludovica an Franz. Wien. 1. Sept. 1813. M. St. A.
- <sup>155)</sup> M. St. A.

<sup>156)</sup> eadem 12. Sept. 1813. W. St. A.

<sup>157)</sup> eadem 15. Sept. 1813. W. St. A.

<sup>158)</sup> eadem Wien, 24. Okt. 1813. W. St. A.

<sup>159)</sup> eadem 8. Nov. 1813. W. St. A.

<sup>160)</sup> Maria Ludovica an Franz. W. St. A.

<sup>161)</sup> eadem Wien, 25. Febr. 1814. W. St. A. Was Maria Ludovica in diesem Briefe von den Bemühungen Englands zur Erhaltung Napoleons erwähnt, steht in auffallendem Widerspruche zu den Darlegungen Castlereaghs, der direkt auf den Sturz des französischen Kaisers hinarbeitete. Siehe hierüber: Onden, „Lord Castlereagh und die Ministerkonferenz zu Langres am 29. Januar 1814“ in: Historisches Taschenbuch VI. Folge, Jahrgang IV.

<sup>162)</sup> Mémoires du prince de Talleyrand II, 150. Siehe auch Onden a. a. O.

<sup>163)</sup> ibid.

<sup>164)</sup> W. St. A.

<sup>165)</sup> W. St. A.

<sup>166)</sup> Maria Ludovica an Franz, 8. April 1814. W. St. A.

<sup>167)</sup> eadem 12. April 1814. W. St. A.

<sup>168)</sup> eadem 10. April 1814. W. St. A.

<sup>169)</sup> Metternich an Graf Nesselrode, Gesandten in London, 21. April 1815. W. St. A.: Il ne me fut pas difficile de m'assurer que ses vues (Alexander's) sont aussi peu favorables en 1815 au gouvernement de Louis XVIII. qu'elles l'étoient en 1814.

<sup>170)</sup> Bombelles (österreichischer Vertreter in Paris) an Metternich, 3. August 1814. W. St. A.: Je fus dès le 25 mars chargé de négocier avec Monsieur, frère du roi (Louis XVIII), tandis que le 2 avril l'empereur Alexandre ne savait pas encore quel gouvernement on rendrait à la France.

<sup>171)</sup> Maria Ludovica, 12. April 1814. W. St. A.

<sup>172)</sup> Maria Ludovica an Franz, 18. April 1814. W. St. A.: „Ich gestehe, daß ich wohl glaube, daß man von Napoleon eine Abdication verbreitet, nicht aber, daß sie stattfand, und daß selber nach Elba transportirt wurde (welche Nachricht Gr. Chotel an heute überbrachte), scheint mir unwahrscheinlich.“

<sup>173)</sup> Bericht des österr. Kommissärs General Röll, 17. April 1814. W. St. A.: „Nach allen hier gemachten Entdeckungen hat die Verzögerung der Reise, obgleich sie durch allerlei Vorwände bemäntelt wurde, keinen andern Grund gehabt als zur Fortschaffung von Silbern, Büchern und andern Kostbarkeiten aus dem hiesigen (Fontaineblauer) Schlosse Zeit zu gewinnen.“ Siehe auch Helfert, Napoleons I. Fahrt von Fontaineblau nach Elba.

<sup>174)</sup> Meneval II, 94.

<sup>175)</sup> W. St. A.

<sup>176)</sup> Helfert, Marie Louise, S. 436. Metternich selbst sagt in seinem Vortrage vom 11. April 1814 (W. St. A.) dem Kaiser: „Ich habe geglaubt, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla als den geeignetsten Gegenstand der Kaiserin (Marie Louise) zuweisen zu können, worüber alle Theile einverstanden waren. — — — Die Marschälle (Frankreichs) haben sich übrigens erklärt, für Napoleon zu sterben, wenn er nicht abdankt, im gegentheiligen Falle jedoch ohne Zeitverlust zur Fahne Ludwigs XVIII. zu schwören. Alle diese Einsichten haben mich bewogen, keinen Anstand zu nehmen, Ew. Majestät Ankunft zur Unterfertigung des Traktates nicht abzuwarten.“ Metternich II, 470.

<sup>177)</sup> ibid. S. 323.

<sup>178)</sup> Maria Ludovica an Franz, 17. Mai 1814. W. St. A.

<sup>179)</sup> eadem 6. Mai 1814. W. St. A.

<sup>180)</sup> eadem 12. u. 26. Mai 1814. W. St. A.

<sup>181)</sup> eadem 21. Mai 1814. W. St. A.

<sup>182)</sup> Correspondence inédite de Talleyrand et de Louis XVIII. par Pallain, S. 6.

<sup>183)</sup> Siehe Näheres in meinem Artikel „Culturgegeschichtliches aus der Wiener Congresszeit. Mit Benützung ungedruckter Akten“. Neue Freie Presse 1. Juli 1887.

<sup>184)</sup> Bericht vom 7. Okt. 1814. M. d. J. — In einem Pasquille jener Zeit heißt es von ihm: „Er liebt für Alle“ (Bericht des Polizeicommissärs Göbhausen, 24. Okt. 1814. M. d. J.) und in einem andern Berichte vom 18. Nov. 1814 (M. d. J.) wird er „honteux libertin“ genannt

<sup>185)</sup> Bericht vom 20. Nov. 1814. M. d. J.

<sup>186)</sup> Siehe das interessante Werk von Henry Pouffaye: 1815.

<sup>187)</sup> W. St. A.

<sup>188)</sup> Maria Ludovica, 8. Juli 1815. W. St. A.

<sup>189)</sup> eadem 14. Juli 1815. W. St. A.: „Ich freue mich, daß Blücher in Paris ist und wünsche sehnlichst, daß man mit Frankreich verfähre in Deinem Sinne. Ich bedauere, wenn wir viele Menschen verlieren, ohne den Schein eines Sieges.“

<sup>190)</sup> Maria Ludovica an Franz, 27. Juli 1815. W. St. A.

<sup>191)</sup> ibid.

<sup>192)</sup> ibid.

<sup>193)</sup> eadem 14. Juli 1815. W. St. A.

<sup>194)</sup> Interessant ist es, wie sie dem Kaiser da für den Antrag dankt, ihr Handschuhe aus Paris zu senden. Sie bittet dann auch um Strümpfe und „Schnupftücher“, „aber frage eher, wie viel es kostet“ (19. Juli),

„mehr als ein paar hundert Gulden gutes Geld bin ich nicht im Stande darauf zu verwenden, folglich bitte ich, daß die Conto diese Zahl nicht übersteigen“ (17. Juli).

<sup>196)</sup> Krones, Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns, S. 239.

<sup>198)</sup> Maria Ludovica an Franz, 10. August 1815. W. St. A. — ead. 21. August: „Was Du mir von Aufruhr in Paris schreibst, über-  
rascht mich nicht, ich werde Gott danken, wenn du Frankreich wirst ver-  
lassen haben, doch verspreche ich Dir, mich über das von Dir Geschrie-  
bene nicht zu ängstigen, ich habe Dich Gott mit voller Zuversicht an-  
vertraut, er wird Dich wunderbar beschützen, ich rechne darauf.“

<sup>197)</sup> eadem 15. Okt. 1815. W. St. A.

<sup>198)</sup> Marie Louise an Kaiser Franz. Schönbrunn, 30. Dez. 1815  
W. St. A.

<sup>199)</sup> Marie Louise an Kaiser Franz, 2. April 1816. W. St. A.

<sup>200)</sup> Correspondence de Marie Louise, S. 182. Der Brief ist  
da vom 9. April datiert, was, da Maria Ludovica am 7. starb, nicht  
richtig sein kann.

<sup>201)</sup> W. St. A.

<sup>202)</sup> Dünker a. a. O. S. 74.

<sup>203)</sup> ibid. S. 82. Zum Jahre 1816 schrieb Goethe in sein Tagebuch,  
daß ihn der Tod der Kaiserin von Österreich in einen Zustand versetzt  
habe, „dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat“.

---

## Register.

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p> <b>Albert</b>, Herzog zu Sachsen-Weissen<br/>             15, 16, 64, 93.<br/> <b>Alexander I.</b>, Kaiser von Rußland<br/>             62, 107, 109, 117, 121, 122, 126.<br/> <b>Alexander Leopold</b>, Erzherzog 31,<br/>             35, 36.<br/> <b>Amalie</b>, Kaiserin 9, 11.<br/> <b>Amalie</b>, Prinzessin von Baden 92.<br/> <b>Andréossy</b> 82.<br/> <b>Augusta</b>, Prinzessin von Sachsen 79.<br/> <br/> <b>Balbacci</b> 72, 80.<br/> <b>Barclay de Tolly</b> 17.<br/> <b>Bellegarde</b>, Heinrich, Graf 52.<br/> <b>Bernadotte</b> 117, 118.<br/> <b>Berthier</b>, Alexander, Fürst 81.<br/> <b>Blücher</b> 117, 118.<br/> <b>Bonaparte</b>, siehe Napoleon.<br/> <b>Bonaparte</b>, Louis, König von Hol-<br/>             land 103, 104.<br/> <br/> <b>Chanclos</b>, Gräfin 22.<br/> <b>Carl August</b>, Herzog von Weimar<br/>             101, 102, 110, 111.<br/> <b>Castlereagh</b> 120.<br/> <b>Clary</b>, Fürst 111.<br/> <b>Cobenzl</b>, Ludwig, Graf 4, 6, 57, 58,<br/>             69, 70.<br/> <br/> <b>E. Wertheimer</b>, Frauen des Kaisers Franz.         </p> | <p> <b>Collenbach</b>, Heinrich, Frh. v. 70.<br/> <b>Colloredo</b>, Franz, Graf 15, 37—39,<br/>             42, 49, 55, 61, 62, 70.<br/> <b>Colloredo</b>, Gräfin 61, 62.<br/> <b>Chotek</b>, Graf 122.<br/> <br/> <b>Durand</b>, Frau von 108.<br/> <br/> <b>Eipelbauer</b> 82.<br/> <b>Elisabeth</b>, Herzogin von Württem-<br/>             berg, nachher Erzherzogin 3—23,<br/>             27, 28, 32.<br/> <br/> <b>Faber</b>, Franziska, Frau von 61.<br/> <b>Ferdinand</b>, König von Neapel und<br/>             Sicilien 28, 29, 31, 32.<br/> <b>Ferdinand</b>, Kronprinz, nachher Kai-<br/>             ser 37, 57, 61, 75.<br/> <b>Ferdinand</b> von Modena-Este, Erz-<br/>             herzog 82.<br/> <b>Ferdinand</b>, Erzherzog und Groß-<br/>             herzog von Toscana 29, 31.<br/> <b>Finkenstein</b>, Graf, preussischer Ge-<br/>             sandter 82, 85.<br/> <b>Fouché</b>, Herzog 128.<br/> <b>Franz I. (II.)</b> 3—9, 12—23, 27<br/>             —29, 31—35, 37, 38—40, 42,<br/>             44, 45, 47, 49—56, 58—60,<br/>             71.         </p> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

- 62—75, 79—86, 90, 94—101, 103—108, 110—116, 118, 119, 121—132.
- Franz, Kronprinz von Neapel und Sicilien 29, 31.
- Franz Carl, Erzherzog, Vater Franz Joseph I. 84.
- Franz d'Este, Erzherzog 97, 98.
- Friederike Sophie, Herzogin von Württemberg 5—8, 10, 11.
- Friedrich II. von Preußen 4—8.
- Friedrich August, König von Sachsen 110, 118.
- Friedrich Wilhelm, nachher als Friedrich Wilhelm II. König von Preußen 5.
- Friedrich Wilhelm, nachher als Friedrich Wilhelm III. König von Preußen 5, 6, 8.
- Friedrich, Herzog von Württemberg 5—8, 10, 11.
- Friedrich, Kronprinz von Dänemark 4, 5.
- Fürstenberg 122.
- Gallo, Marchese 28, 29.
- Genß, Friedrich von 104, 116.
- Goethe 81, 100—102, 110, 133.
- Golowkin, Graf 111.
- Görz, Graf 7.
- Grünne, Graf 90.
- Hadrama, von 29.
- Henriette, von Nassau-Weilburg, nachher Erzherzogin 93.
- Hoch, von 101.
- Jwan, Kaiser 5.
- Johann, Erzherzog 46, 54, 71, 75, 85, 88, 90—92, 104, 105, 107, 108, 130.
- Josef I. 9.
- Josef II. 3—6, 8—23, 27, 28.
- Josef Palatin, Erzherzog 61, 84, 106.
- Juliane Marie, Königin-Witwe von Dänemark 4.
- Karl III., König von Spanien 19.
- Karl, Erzherzog 36, 46—52, 54, 55, 58, 67—72, 75, 82, 85, 86, 88—93, 97.
- Karl d'Este, Primas von Ungarn, Erzherzog 94.
- Karl Eugen, Herzog von Württemberg 5, 6.
- Karoline, Königin von Neapel und Sicilien 28, 29, 31, 32, 39—45, 47, 48, 75, 76.
- Katharina II. von Rußland 3—8, 10, 11, 18, 27.
- Kaunitz, Fürst-Staatskanzler 9, 29, 38.
- Kutschera 70—72, 97.
- Lagustius 33.
- Lamberti 70.
- Langenau 12, 14, 72, 80.
- Latour, Graf 85.
- Lauer 46, 47.
- Laveran 13.
- Lehmann 22.
- Leopold II. 4, 6, 8, 10—14, 16, 23, 27—33, 38.
- Leopoldine, Erzherzogin 57, 60, 83.
- Liechtenstein, Johann, Fürst 52.
- Ligne, Fürst 126.
- Lorenz 72, 80.
- Louise, Königin von Preußen 104.
- Louise, Prinzessin von Neapel und Sicilien 29—32.
- Ludwig XIV. 127.
- Ludwig XVIII. 122, 123, 126.

- Macdonald** 117.  
**Maß, Carl, Freiherr v.** 41, 59.  
**Maria Clementine, Erzherzogin** 29.  
**Maria Christine, Erzherzogin** 16.  
**Maria Elisabeth, Erzherzogin** 31, 62, 71.  
**Maria Ludovica (Gemahlin Leopolds II.)** 28, 33.  
**Maria Ludovica b'Este, Gemahlin des Kaisers Franz** 79—133.  
**Maria Theresia** 28, 32, 126.  
**Marianne, Erzherzogin** 84.  
**Marie, russische Großfürstin** 3, 5, 6—8, 10, 11, 14.  
**Marie Louise, Kaiserin von Frankreich** 32, 39, 43, 61, 73, 74, 80, 84, 95, 97—100, 107—110, 120—122, 124, 125, 129, 131, 132.  
**Masséna** 67.  
**Max, Kurfürst von Köln** 15, 16.  
**Maximilian I., König von Bayern** 88.  
**Melas** 46.  
**Meneval, Baron** 108, 109, 123.  
**Metternich, Fürst=Staatskanzler** 94, 108, 112, 115, 116, 123.  
**Moreau** 51, 54.  
**Murat Joachim, später König von Neapel** 60.  
**Napoleon I. (Bonaparte)** 40, 41, 46, 51, 57—59, 62, 63, 66—69, 72, 73, 79, 81, 82, 86—93, 97—99, 103, 104, 106, 108, 109, 111—120, 122—131, 133.  
**Napoleon, Franz Josef, König von Rom, Prinz von Parma** 120—122, 124, 125, 128.  
**Nelson** 41.  
**Ney** 117.  
**Orleans, Ludwig Philipp, Herzog von** 122, 128.  
**Pálffy, Ferdinand, Graf** 93—95.  
**Panin, Graf** 4, 5.  
**Paul I., Kaiser von Rußland** 3, 5, 7, 8, 11, 14, 41.  
**Potemkin, Fürst** 6.  
**Poutet, Mme, siehe Gräfin Colloredo.**  
**Rainer, Erzherzog** 75.  
**Ruffo** 41.  
**Ruspoli, Fürst** 29—31.  
**Schloiffnigg** 37, 38.  
**Schwarzenberg, Carl, Fürst** 23.  
**Stadion, Philipp, Graf** 70, 88, 93, 94.  
**Stahl** 60, 70.  
**Stefaneo** 57, 61.  
**Stift** 35, 60, 66, 74.  
**St. Leu, siehe Bonaparte, Louis.**  
**Störck** 22.  
**Stutterheim** 97.  
**Talleyrand, Fürst** 125, 126.  
**Thugut, Baron** 38, 40—22, 44, 46, 52, 88.  
**Vandamme** 117.  
**Vigano** 37.  
**Wallis, Graf** 105.  
**Wrede, Fürst** 119.  
**Wich, Carl, Graf** 72.  
**Zinzendorf, Carl, Graf** 106.

Pierresche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Die Verhandlung über die 6<sup>te</sup> F. 1834.  
6<sup>te</sup> Sammlung.





25  
26  
27  
28

L<sup>o</sup> 20 1900





DB 81 .W4 C.1  
Die drei ersten Frauen des Kal  
Stanford University Libraries



3 6105 037 486 722

Stanford University Libraries  
Stanford, California

Return this book on or before date due.

STA

Date Due

~~I. L. L.~~

MAY 02 1986

~~S. U. L.~~

BO  
DWT

CAT. NO. 24 165

PRINTED IN U.S.

